

DER MARIENBOTE

Februar 1959



Zum 17. Februar

Herausgeber unseres Marienboten sind die Oblatenpriester von der Unbefleckten Jungfrau Maria. Wir setzen gwöhnlich ein "O.M.I." hinter unseren Namen, die Anfangsbuchstaben der Bezeichnung: Oblatus Mariae Immaculatae, Oblate der Unbefleckten Maria. Am 17. Februar begehen die Oblaten das 133. Jahresfest der Bestätigung ihrer hl. Regel. Gegründet wurde die Genossenschaft der Oblaten bereits 10 Jahre früher, das heißt 1816. Seit diesem Jahre wirken die Oblaten in aller Welt, heute als eine der führenden Ordensgenossenschaften der Kirche.

Missionare der unbefleckt empfangenen Jungfrau Maria sind wir, Apostel einer hohen Idee und Wirklichkeit. Unbefleckt von jedem Hauch des Bösen ist Maria seit ihrer Empfängnis. Gnadenhaft hielt Gott fern von ihr die Schuld der Erbsünde, die jedes andere Menschenkind durchschattet, im Mutterleibe schon.

In unbefleckte, von jeder Sünde unberührte Reinheit und strahlendste Heiligkeit wird der Mensch hineingetauft. Zu dieser unbefleckten Reinheit und zur Taufheiligkeit zurückzufinden, ja mehr als das: Zur Taufheiligkeit des gereiften Menschen zu gelangen, ist des Christen Lebensaufgabe hier auf Erden. Und der Oblatenpriester ist Apostel, der diesen Weg predigt, und der der Welt diesen Weg vorleben soll, angeleitet und geführt von seiner Oblaten-Ordensregel.

Die unbefleckte Maria, das Wunderwerk göttlicher Menschenbegnadigung, ist das Vorbild, der von Gott geformte Entwurf des geheiligten Menschen, nachdem wir Oblaten arbeiten. Größtes hat der Herr an ihr getan, Großes will Gott auch tun an Seinen Menschen. Er will den Menschen haben als Ebenbild, als Abglanz seiner Heiligkeit. Und wir Oblaten sind Apostel dieser Idee. Am 17. Februar werden sich 7000 Oblaten wieder in ihrem Glauben an das Hohe erneuern. In ihrem Glauben, daß das Unmögliche doch möglich ist, weil Gott dabei ist: Daß es doch möglich ist, selbst in einer zerworrensten Welt, Heiliges nach dem Muster Mariens zu formen und zu bauen. Gott segne unsere Genossenschaft, Maria sei ihr Schutz und Schirm und Reinheit und Kraft zur Liebe Jesu Christi.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang | Februar 1959, Battleford, Sask. | No. 5

Dies und Das

Vom Gesundsein Es ist nun wieder Fastenzeit. Das Fasten schenke Gesundheit, wird uns gepredigt. Gesundheit des Geistes nämlich, worauf es uns Katholiken ja ganz besonders ankommt. Das Fasten sei weltfremd, behaupten die Modernen, während wir der Ansicht sind, daß dem gar nicht so sei. Im Gegenteil: Es paßt ganz und gar in das Denken und Sorgen unserer Tage hinein.

Daß wir in einer Zeit politischer, sozialer und wirtschaftlicher Spannungen leben, ist eigentlich nichts Außergewöhnliches. So ist es schon immer auf Erden gewesen. Es wurde errechnet, daß es zwischen 1460 vor Christus und 1955 nach Christus, im Laufe also von 34 Jahrhunderten, kaum 300 Friedensjahre gegeben hat. Und selbst diese ärmlichen drei Jahrhunderte waren voller politischer Aufregungen.

Die Sonne sieht demnach nichts Neues, wenn sie, die alle Geschlechter der Menschen kennt und den Lauf der Geschichte von Anfang her, auf unsere Unruhen herabschaut.

Was der Welt durch unser Jahrhundert an wirklich Neuem gekommen ist, was andere Jahrhunderte nicht kannten, ist die immer nervöser werdende Sorge um unsere Gesundheit. Aus lauter Furcht, dieses Erdengut zu verlieren, wird man heute krank. Krank an Nerven, krank am Urteil, krank im ganzen Innern.

Kriege, weder kalte noch bombenschleudernde, regen uns gar nicht mehr so richtig auf. Es sei denn, sie explodierten unter uns. Was uns erregt und wirklich ernste Kümmernis bereiten kann, ist unsere Gesundheit. Die ganze Welt scheint sich mit ihr zu befassen. Der Mediziner, der Staat, der Politiker, der Zahnpasta- und Zigarettenfabrikant, Versicherungsgesellschaften, Lebensmittel- und Bekleidungsindustrie, Diätspezialisten, Ernährungsämter, ja selbst der ehrsame Bierbrauer, der uns ganz genau erklärt, welche "gesundheitsfödernde Substanzen" sein Bier enthalte.

Von allen Seiten fällt man über uns her, versucht uns aufzurütteln und unser Augenmerk auf das Gesundbleiben zu richten. Man ruft zu Weltgesundheitskongressen auf und zu nationalen Gesundheitswochen. Man spricht von Gesellschaften zur Bekämpfung der Arthritis, der Schwindsucht und der Herzkrankheiten.. Man klärt uns auf über Polio, über Zuckerkrankheit, über Psychopathie und viele andere Übel, deren Namen allein schon schreckend klingen. Man spricht von Krebs und von der Notwendigkeit günstigster Krankenversicherung. Man fordert von uns regelmäßige spezial-ärztliche Untersuchung, warnt vor Krankheitserregern, beschreibt alle Zeichen möglicher Erkrankung. Es wird uns erzählt von vorbeugender Medizin und von Wundermedizin, von tausend Möglichkeiten, krank zu werden, womöglich gar schon krank zu sein, und von vielen,

vielen Dingen, die getan, gemieden, beobachtet, eingenommen oder sofort dem Arzt gemeldet werden müssen, falls wir gesund bleiben wollen.

Und unsere Ärzte sind schon ganz krank von all den vielen Patienten, denen jedes Kopfweh Polio bedeutet, jedes nicht schnell genug schwindende Bauchweh "klarer Krebsfall" ist und jedes Unwohlsein ein Zeichen schwerster Lungen-, Herz-, Magen-, Knochen- oder Blutkrankheit.

Je lauter und je anspruchsvoller sich unsere Welt ihrer medizinischen Fortschritte rühmt und ihrer Fähigkeit, dem Menschen nun endlich helfen zu können (was die Medizin ja auch kann), um so unsicherer und unruhiger werden die Menschen. Das ist keine Zimperlichkeit mehr, wie viele es treiben, die vom unschuldigsten Fieber grundsätzlich und sofort auf alle nur möglichen schwersten Erkrankungen schließen, und somit alle Kontrolle über ihr Urteil verlieren.

Über ihr Urteil, das nicht mehr gesund ist. Das krank geworden ist. Krank nicht durch das Fieber oder durch die Aufregungen des unwohlen Kindes wegen, sondern schon lange krank. So lange schon, als wir es als normal betrachten, nichts in aller Welt zu kennen als nur das eigene Ich. Und daneben, darüber und ringsumher nichts Anderes mehr. Weder Gesetze eines Weltenordners von oben, noch so etwas wie Rechte und Nöte unserer Mitmenschen hienieden. Nichts neben dem eigenen Ich. Höchstens wohl noch der Mond, dessen Eroberung uns interessiert, und der uns so etwas wie "ganz modern religiöse Sorge" schafft. Denn, frägt man sich allen Ernstes, falls unsere Wissenschaft da irgendwo im Weltenraum auf Menschen treffen sollte, werden Papst und Christentum dann wohl Missionare hinaufschicken müssen?

Fromm, belächelt von vielen, lebt der Gläubige nun seine heilige Fastenzeit. Sie spricht ihm von Christus und Seinem Leiden, sie erinnert ihn jedoch auch an Kranksein, an Gesundwerden, und an die Tatsache eines Lebens ewiger, ,nie vergehender Kraft und Frische des Leibes und der Seele, dem wir alle entgegenharren. Dem Frommen gilt das Bibelwort: "Für mich ist das Leben Christus, und das Sterben Gewinn!" (Phil. 1:21).

Wo das Leben nicht Christus ist, weder Christi Gerechtigkeit noch Seine Ehrlichkeit vor Gott und Menschen, weder Christi Liebe noch Sein Opfern für Gott und Menschen, da muß Krankheit kommen. Morale Krankheit, ernste Seelenkrankheit, die immer irgendwie sich auf den Leib und auf das soziale Leben verlegt. Und Krankheit muß sterben, damit Gesundheit leben kann. Krankheit muß sterben, entweder hier auf Erden, oder aber, wie der Fromme es von Gott her weiß, im Ort der Reinigung, wo aller Lügengeist und jeder Stolz, wo alles Eingebildetsein und jede Spötterei fortgesäubert wird, bis es wirklich so wird, daß "für mich das Leben Christus" geworden ist.

"Sterben ist mir Gewinn", sagt der Fromme. Und er hat ein ganz gewisses Sterben im Sinn, jenes, das die Welt einfach nicht kennen will. Das Sterben nämlich dem Unheiligen und Unedlen, um gesund zu sein im Gewissen, wenn die Stunde kommt, die uns rufen soll ins Land aller Heiligen, aller ewig Gesunden. Mögen die Glieder auch verkrüppelt sein und schmerzen in tausend Plagen: Es gibt ein anderes Leben, und mit ihm auch die Auferstehung des kranken, sterbenden Leibes zum ewigen Leben. Gesundheit wird kommen dem gekreuzigten Leib durch die Seele, die da hintritt vor ihren Gott im Stande der heiligmachenden Gnade. Jener Gnade, die auf dem Weg durchs Erdenleben immer auch als Gesundungsgnade in uns wirkt.

Wem selbstverständlich Gott und das andere Leben nichts gelten, dem bleibt nichts mehr als nur noch das Leben des Leibes hier auf Erden. Und damit auch die quälende Sorge um das Gesundbleiben dieses Lebens, damit es uns recht lange bleibe, ganz schmerzlos bleibe, und reich an allem, was uns die Erde bietet.

Es wird kein Gottfrommer das Leben hier auf Erden verachten oder mißachten. Dankbar sind wir Gott dem Herrn für Gesundheit, für jede Freude und für jeden Erfolg, den wir in dieser Welt erleben dürfen.

Es geht dem Gottfrommen auch um diese Dinge. Ganz besonders, wenn es sich um den Nächsten handelt. Um jenen, den wir nach Christi Gebot lieben sollen aus ganzem Herzen. Er freut sich am Guten, und er macht mit.

Wir hören, und das interessiert den echt katholischen Menschen, von den Arbeitsplänen, die von der Versammlung der Bischöfe Deutschlands für dieses Jahr gefaßt, und am 22. August v. J. von Kardinal Frings vor der Presse erklärt wurden. Es hat die Fuldaer Bischofskonferenz nämlich beschlossen, eine umfassende, bischöflich geleitete Aktion deutscher Katholiken gegen den Hunger in Bewegung zu setzen.

Peinlichst genau wacht unsere Welt über die Gesundheit ihrer Menschen. Zur gleichen Zeit führt der Hunger seine furchtbaren Feldzüge über das Erdenrund, uns allen deutlichst zeigend, wie krank wir "Wohlversorgten" in Wirklichkeit sind.

Krank wohl an keinem der gefürchteten, uns täglich durch Zeitung, Radio und Fernsehen erklärten leiblichen Übel, sondern tief im Geist. Wir wünschen nämlich dem Nächsten höchstens nur dann Gesundheit, wenn er nießt. Sonst aber meinen wir immer nur uns selbst, wenn es darauf ankommt, Gesundheit auch zu pflegen und zu umhüten.

Wohl tut man hier und da seinen Teil, um den Hungern und dem Kranksein vor Hungern (an dem drei Fünftel der Menschheit leiden!) abzuhelfen. Die amerikanische katholische Caritas konnte 40 Millionen Menschen helfen. Lebensmittel, Kleider, Medikamente und Bargeld in der Höhe von 600 Millionen Dollar wurden seit 1946 von der katholischen Caritas der Vereinigten Staaten an bedürftige Menschen in der ganzen Welt verteilt.

Die Bischöfe Deutschlands meinen jedoch mehr als nur so etwas, wenn sie von einem "Feldzug gegen den Hunger" sprechen. Mit dem Geben an Sammlungen für die Hungernden ist es dem deutschen Episkopat nicht getan. Es sprechen die Bischöfe von einem "empfindlichen Opfer", das sie von ihren Katholiken fordern werden. Ihre Mühen gelten nicht nur dem Menschen in Not, sie gelten auch dem Geber. Denn nicht nur der Hungernde braucht Hilfe, auch dem Satten geht es schlimm. Er hat sich bis jetzt damit begnügt, seine "verdammte Pflicht" durch Steuerzahlen und durch Abgaben an Sammlungen zu tun. Das Weitere sollen Staat und die Organisationen der Caritas erledigen. Dazu sind sie da.

Und es bleibt, wie es immer war: Man hat seine Ruhe. Der Nächste beunruhigt nicht weiter. Und der christliche Lehrsatz, daß aller Erdenbesitz uns nur geliehen ist, damit wir ihn nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und auch der opfernden Liebe verwalten, beunruhigt schon lange nicht.

Deutschlands Bischöfe werden "empfindliche Opfer" verlangen. Nicht nur ein Geben aus dem Überfluß, sondern ein Geben, das weh tut und ärmer macht. Wie z. B. Zigarettengeld, das man nicht ausgegeben hat, weil man sich zwingt, nicht zu rauchen. Geld, das man erspart hat, weil man sich keinen Aufschnitt aufs Brot mehr legt, weil man sich mit einem billigeren Mantel oder Kleid begnügt, einer Reise entsagt, ja, sogar mit voller Berechnung weniger auf den Tisch stellt, um zu hungern, wenigstens etwas, um dadurch etwas für jene zu ersparen, denen der Schrecken wirklichen Hungerns aufgezwungen worden ist.

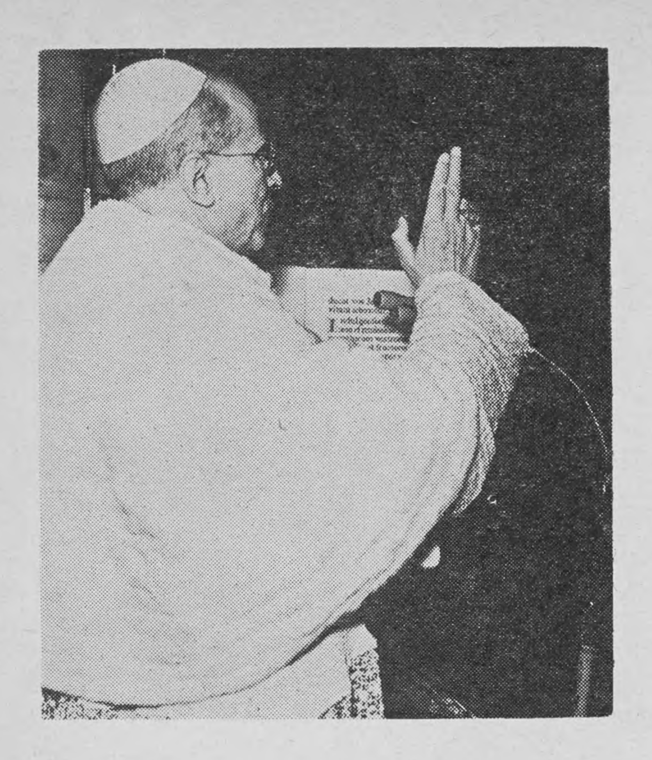
Daß sie alle sich wenigstens etwas gleicher werden, die Hungernden dem Satten und der Satte den Hungernden, das ist die große, echt christliche Idee des kommenden "Feldzuges gegen den Hunger in der Welt" der deutschen Bischöfe.

"Dieweil wir uns unsre Tage zählen, zeig uns, Herr, das Richtige, damit wir zur Vernunft gelangen" (Ps. 89:12).

– Der Schriftleiter

"Nach dem zweiten Weltkrieg ist viel Unrecht geschehen. Das ist ebenso wahr, wie die Greueltaten während dieses Weltkrieges nicht ungeschehen gemacht werden können. Aber gerade aus dieser Erkenntnis erwächst die Verpflichtung, den aus ihrer Heimat Vertriebenen das Recht zuerkennen, in ihre Heimat zurückzukehren und dort als freie Menschen zu leben. Jede Bestrebung, das harte Los der Flüchtlinge zu lindern und diesem Ziel auch nur einen Schritt näherzukommen, muß vorhaltlos unterstützt werden. . . Durch den Willen der demokratischen Völker muß eine Welt geschaffen werden, in der die Grenzen keines Landes an einen Eisernen Vorhang stoßen. Eine Weltordnung muß erstehen, in der die Vertriebenen wieder in ihre Heimat, das Land ihrer Väter, zurückkehren können, eine Welt, aus deren Geschichte Tyrannei und Kriege entschwunden sind."

Innenminister Helmer



Der letzte Segen

In den letzten Februartagen des Jahres 1939, vor zwanzig Jahren, war alles zur Papstwahl bereit. Am 2. März 1939 wurde Pius XII. gewählt, der die Kirche Christi bis zum 8. Oktober 1958 regierte. Wir werden und wir wollen diesen Papst nicht vergessen. Sein Einfluss auf die Geschichte unseres Jahrhunderts wird bleiben.

Der Tod Papst Pius XII. hat allgemein eine unerwartete große Anteilnahme lebendig werden lassen. Sie überraschte geradezu die trauernde katholische Christenheit fast ebenso wie der Tod des zweifellos großen Papstes selbst. Sie gab ihr Trost, aber zugleich das Verbot für einen selbstgefälligen, engstirnigen Trugschluß.

Diese Anteilnahme war spontan, elementar und auf geheimnisvolle Weise überall gegenwärtig. Und wo immer angesichts des Sterbens und des dann gewissen Todes Pius' XII. um Worte gerungen, Tränen geweint, Fahnen gehißt und die Hände sich so oder so zum Gebete falteten, da waren konfessionelle, politische und gesellschaftliche Grenzen weit geöffnet und überschritten.

Es war wahrhaftig eine große Stunde menschlicher Sodalität. Für einen Augenblick, so schien es, versank das Schicksal dieser geschundenen Welt und dieses furchtbar geprüften Volkes im Sterbekreuz des Papstes. Und damit zugleich im siegenden Kreuz des Welterlösers, des Trostes, der letzten Gewißheit — oder aber der heiligen, auch unheiligen Unruhe, die rastlos im Hunger nach Liebe und ewigem Leben oder im verblendeten Machtwahn die große Stunde ersehnt, um angesichts der unaufhörlich bedrohten Welt endlich Ruhe und Sicherheit zu finden.

Im stupiden Großeinsatz der zerreißenden Dauertrommel aller verfügbaren Störsender Moskaus fand sich die zerrissene Menschheit in einer stillen Sammlung von erregender Merkwürdigkeit unter den trauernd-verlorenen Klängen der Glokken von St. Peter im ewigen Rom.

Pius XII. starb. Aber seinen Geist gab er den Menschen auf. Und er stellte mit seinem Tod vielleicht deswegen die Menschen so überwältigend, so weitfassend, wie seine ausgebreiteten Arme es nicht vermochten, für Stunden der Erschütterung vor Gott, den Allmächtigen, oder zumindest vor den Spiegel heilsamer Selbsterkenntnis. Und in den menschlichen Seelen jeglichen Geistes wurden in diesem Augenblick ansonsten irdisch-gewaltige und vielleicht erbarmungslos gewalttätige Schichten freigelegt, verdichtete sich Geschichte — im menschlichen Erbarmen und der Erkenntnis göttlicher Größe über das eigene Grab hinaus. — Geschichte von gestern, heute und morgen im Lichte der Ewigkeit.

Geschichte von gestern, heute und morgen — immer ist da im Anfang das in verwirrenden Versuchungen rauschende Gewand des nächsten Schrittes zum stets neu beschworenen Segen der Menschheit: Grellfarbenes Gewand der neuesten Modeschöpfung politischer Propheten, unerbittlicher Ideologen, schreibfreudiger Publizisten, gewichtiger Professoren, kampffreudiger Verräter, heiligmäßiger Narren und machthungriger Funktionäre und Fanatiker. Sie alle finden sich stets in drängender, eitler Geschichtsträchtigkeit als unaufhaltsame Zukunftsträger. Ach, wir haben es in schrecklicher Geschichtserfahrung erlebt, wie sich in blutiger Herrschaft Klasse, Rasse, Masse, Kasse sich dieses Gewandes bis zum heutigen Tage bedient. Und immer zum angeblichen Segen der Menschheit. Aber am Ende wurde und wird dieser Segen stets zum Fluch, zum Verderben und zur Vernichtung des Menschen.

Der Mensch ist der Segnungen des selbstherr-

Biblische Ortsnamen in Deutschland

von Leo Meister

Es ist heute wenig bekannt, daß in Deutschland manche Ortschaft nach biblischem Vorbild benannt ist. Ganz in der Nähe von Laupheim in Württemberg liegt *Bethlehem,* eine Teilgemeinde des Dorfes Wain. Außerdem führen den gleichen Namen ein Kloster und ein Forsthaus bei Oberaußem-Fortuna, Kreis Bergheim an der Erft im Regierungsbezirk Köln. Das Kloster ist eine Stiftung des Herzogs von Jülich und stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Auch ein *Jerusalem* gibt es bei uns. Es handelt sich hier um einige Höfe in der Gemeinde Tewel über Soltau (Hannover), die den Namen der alten Hauptstadt Palästinas führen. Ein dichterischer, altertümlicher Name für Jerusalem ist übrigens *Salem* (hebräisch "Schalem"). Hiervon gibt es in Deutschland gleich drei Gemeinden: Salem bei Ratzburg im Herzogtum Lauenburg, dann ein Dorf Salem bei Gorschendorf in Mecklenburg und schließlich den bekannten badischen Ort Salem an der Seefelder Aach in der Nähe des Bodensees mit einer ehemaligen Zisterzienser-Abtei und einem schönen Schloß, in dem sich ein berühmtes Internat befindet; der Herzog von Edinburgh, Gemahl der englischen Königin, wurde hier erzogen, und die Kinder des griechischen Königspaares befinden sich gegenwärtig dort.

Jericho, früher eine der bedeutendsten Städte Palästinas, hat einen Namensvetter in der deutschen Stadt Jerichow, (mit w am Schluß, das jedoch nicht gesprochen wird), und das an der Bahn Genthin-Schönhausen (Bezirk Magdeburg) liegt. Außerdem trägt ein Kreis des Regierungsbezirks Magdeburg den gleichen Namen.

Bethel, zu deutsch "Gotteshaus", ein Ort nördlich von Jerusalem, lieh seinen Namen der großen protestantischen Heimstätte Bethel bei Bielefeld, von Pastor Bodelschwingh 1865 gegründet.

Bethesda (zu deutsch "Ort der Gnade") war um die Zeitwende ein kräftiger Teich in Jerusalem. Seinen Namen führt die Heilsanstalt Bethesda bei Langerich in Westfalen.

Nach dem bei Nazareth gelegenen Berg *Tabor,* dem Berg der "Verklärung", ist ein Weiler Tabor genannt, der bei Egglham, Gemeinde Amsham, in Niederbayern liegt.

Der Name *Jordan* — damals wie heute der Hauptfluß Palästinas — taucht bei uns in der Verbindung mit Bad, Berg und Höhe auf. Ein bekannter Badeort in Württemberg heißt Jordanbad (bei Biberach an der Riß). Ferner gibt es im Rheinland ein Jordansberg, das ist eine Häusergruppe von Stolberg-Büsbach, und außerdem einen Hof Jordanshöhe in der Gemeinde St. Andreasberg in Niedersachsen.

Bethanien (zu deutsch "'Haus der Armen"), gab es zwei in Palästina: eines am Osthang des Ölbergs (Wohnort des Lazarus) und eines am östlichen Ufer des Jordans, wo Johannes taufte. In Deutschland führen diesen Namen eine bekannte Anstalt bei Volmarstein an der Ruhr, ferner eine Häusergruppe bei Neubrandenburg in Mecklenburg und eine Häusergruppe bei Remtengrün über Adorf im Vogtland. Übrigens gibt es bei uns drei postalische Bezeichnungen mit dem Namen *Rom.* In Mecklenburg bei Parchim heißt ein Dorf so, außerdem ein Ortsteil von Salm bei Gerolstein in der Eifel, und schließlich nennt sich ein Gutshof bei Morsbach an der Sieg ebenfalls Rom. –

---

lichen Menschen müde und fürchtet sie wie nie zuvor. Der Mensch des Atomzeitalters ahnt seine Ausweglosigkeit, wenn der nächste Schritt aus dieser Zeit nicht in die Bereiche der Ewigkeit getan wird. Er will Segen, den wirklichen und endlich den letzten Segen zum Heile des Menschen. Und dieser Segen verkörperte sich den Menschen aller Kontinente, Rassen und Religionen unvergleichlich in der weißen Gestalt, in dem weisen Wort und in der segenden Hand Papst Pius' XII.

Die Sorge um den ganzen Menschen in der Ganzheit des Lebens, um alle Menschen dieser Erde beherrschte Pius XII. in einem großen, sich verzehrenden Feuer in dunkler Nacht. Und da es während seines Pontifikates bis in seine Sterbestunde hinein in dieser Welt dunkel war, konnte die Menschheit dieses Feuer in der Ewigen Stadt nicht übersehen. Und es wurde zum Licht des Trostes für Millionen gequälter Menschen. Und es wurde zum Licht der Erkenntnis für alle Opfer des Irrtums, der in seinen furchtbaren Konsequenzen immer wieder das Gefüge der Welt bedroht.

Dieser Papst aber nahm das Schicksal dieser Welt und eines jeden von uns immer wieder in die Güte des großen väterlichen Herzens, in den lebendigen Geist des Friedens und der Gerechtigkeit, in die Kraft des großen Segens aus letzter Höhe. (Rö)

"Mann in der Zeit"

Mariae Freuden

Vom Schriftleiter



Wenn es am 18. Februar dieses Jahres über Mariens Gnadenort zu Lourdes Nacht wird, wenn gegen Ende der allerletzten Stunde dieses Marien-Mittwochs noch einmal alle Glocken erklingen, dann wird das zweite Marienjahr unseres notbedrängten Jahrhunderts ausgeläutet. Und tausend über tausend Beter werden singen, werden rufen: "Maria, hilf uns allen!" Und dann wird das Jubeljahr von Lourdes zuende sein. Maria selbst aber kennt kein Ende mehr. Ewig ist sie bei Gott, immerwährend ist ihre Hilfe, die sie jenen schenkt, die von Gott geliebt werden — und das sind wir alle. Immerwährend wird auch bleiben unter den Menschen das Hoffen auf Maria und die Liebe zur Jungfrau.

"Siehe, von nun ab werden mich selig preisen alle Geschlechter" hat Maria einst in ihrem Magnifikat gesungen. Und die Geschlechter aller Jahrhunderte loben sie und preisen ihren Namen. Endlos kommt es von ihrer Kinder Lippen, das liebe Grüßen des Engels der Verkündigung: "Ave Maria!" Und alles, was dem Menschen hier auf Erden geschehen kann, vom kleinsten Weh bis zur bittersten Not im Staube der Zertretenheit, vom kleinsten Tröpflein Freude bis hinauf zu den geheimnisvollen Seligkeiten gotterfaster Heiliger, alles wurde schon irgendwo und irgendwann mit dem Ave hinaufgesandt zum Herzen Mariens. Nichts gibt es auf Erden, das der Himmelskönigin nicht schon vom Menschen gesagt, geopfert, zum Segen dargereicht, zur Stärkung und Durchgnadung anvertraut worden war. Jeder geht zu Maria, alles findet seinen Weg hin zu ihr.

Früher, in ganz alten Tagen, sprach der Christ in seinem Beten nicht nur über sein eigenes Leid und seine eigenen Freuden zur Mutter der Mütter. Wir lesen, daß die Christen des 12. Jahrhunderts frommes Gefallen darin fanden, die Schmerzen und die Freuden der Mutter Maria zu betrachten, und darüber zu Maria zu reden.

Aus dem 12. Jahrhundert stammt ein Gebet, in dem ein demütiger Priester, die fünf Wunden Jesu betrachtend, fünf Freuden Mariens erdichtete, mit denen er die Mutter der Sieben Schmerzen zu trösten suchte. Verkündigung, Christi Geburt, die Anbetung der Könige, Christ Auferstehung und Himmelfahrt waren die fünf großen Freuden, die Maria hier auf Erden erleben durfte. Weil jedoch Marias Aufnahme in den Himmel und ihre Krönung zur Königin auch überall hochverehrt wurden, fügte man den fünf irdischen Freuden Mariens noch die zwei himmlischen Freuden hinzu, so daß nun der Verehrung der Sieben Schmerzen Mariens die Andacht zu den Sieben Freuden der Jungfrau gegenüber stand. In einem Buch aus dem Jahre 1351, geschrieben in Regensburg, Deutschland, lesen wir bereits von den "Sieben Freuden Mariens".

In einer Prager Handschrift aus dem 14. Jahrhundert lesen wir von sieben irdischen und sieben himmlischen Freuden Mariens. Andere Schriften zählen zehn, zwanzig, ja sogar dreißig Freuden auf, die Maria erfahren durch Gott, und die den Christen bewegten, Gottes Güte zu betrachten und Maria zu bewundern.

Bis auf den heutigen Tag ist uns die Andacht zu den Sieben Freuden Mariens geblieben. Der hl. Papst Pius X. gestattete im Jahre 1906, ein eigenes Fest zu Ehren der Freuden Mariens zu begehen. Es wird in Köln gefeiert und in Dresden, in Belgien, Frankreich, Portugal, in Moskau, St. Louis, U.S.A., in Brasilien, Mexiko, bei den Franziskanern, Maristen und Eudisten und an vielen anderen Orten und in vielen anderen Herzen.

Die Kirche segnet alles, was die Gläubigen aus Liebe zu Maria erfinden, um ihrer Verehrung der Gottesmutter Ausdruck zu geben. Die Kirche eifert sogar an, Maria zu lieben, und zwar mit ganzem Herzen und mit aller Liebe. Der Kirche Marienlehre ruht jedoch auf dem berühmten Satz der "Analogia Entis", geprägt im zwölften Jahrhundert vom 4. Laterankonzil:

"Zwischen Schöpfer und Geschöpf kann nie eine so große Ähnlichkeit ausgesagt werden, daß man nicht zu gleicher Zeit eine noch größere Unähnlichkeit aussagen müßte."

Dieser Satz lehrt ganz einfach: Ganz gleich wie heilig Gott eines Seiner Geschöpfe werden läßt, ewig wird es ein Geschöpf bleiben. Auch Maria ist und bleibt Gottes Kreatur. Gottes Meisterwerk zwar, doch immer Gottes Werk aus Gottes Gnaden, endlos weit entfernt vom "Sein wie Gott", unaussprechbar kleiner, enger, ärmer als Gott. Abhängig in allem von Gott, der allein der Ewige ist, der Unendliche und der Allheilige. Und wenn es heißt, daß Maria geliebt werden solle, so will das nie und nimmer besagen, daß Maria ebenso oder gar mehr geliebt werden dürfe als Gott. Gott allein ist die Liebe, und alle Liebe Seiner Geschöpfe, auch die Liebe Mariens, fließt ihm zu, in Anbetung und Dank.

Klein ist Maria, demütige Magd des Herrn, wenn mit dem Allewigen verglichen. Und doch hat Großes an ihr getan, der da mächtig ist. So groß ist alles, was Gott an Maria und in Maria getan, daß sie unter aller Kreatur heiligster, liebesglühendster Anbeter Gottes ist. Königin ist sie aller von Gott erschaffenen Heiligkeit der Engel und der Menschen, Königin hoch über allen Anbetern, und keiner gibt größere und tiefere Liebe dem Dreifaltigen Gott als Maria, die Jungfrau voll der Gnaden, die Jungfrau voller gnadenhaften Anteilnahme an Gottes Geheimnissen der Liebe.

Und das ist Marias größte und tiefste Freude.

"Im Reiche Gottes handelt es sich . . . um Gerechtigkeit, um Friede und Freude", heißt es in der Heiligen Schrift (Röm. 14:17). Das ist deshalb so, weil es sich auch in Gott seit Ewigkeiten schon um nichts anderes handelt noch handeln wird als um Gottes Gerechtigkeit, das heißt um Seine unaussprechbare Heiligkeit, die nicht stumm ist und in toten Strahlen leuchtet wie die Sonne, sondern Leben strahlt, ewiges Leben und Liebe. Die ewige Liebe zwischen Vater und Sohn und Heiligen Geist. Eine Liebe, die Freude gibt ohne Grenzen der Tiefen und der Weiten, der Höhen und der Breiten.

Dieser Freude wegen, die den Liebesgluten Gottes entstrahlt, hat Gott den Menschen erschaffen, hat Gott die Welt zu erlösen beschlossen und Maria gebildet als Mutter des Emmanuels. Als Mutter dessen, den himmlische Geister den Hirten als "große Freude" verkündigt hatten.

Daß der Mensch begnadet werde, daß der Mensch durch die Gnade der "göttlichen Natur teilhaftig" werde, wie die Hl. Schrift es ausdrückt — daß der Mensch gnadenhafte Anteilnahme an Gottes ureigenster Freude finde, ist seit der Stunde der Erlösung unsere Bestimmung. Maria wurde zur Mutter des erlösenden Gottes, der uns den Weg zu dieser Bestimmung gebahnt hat: Liebet Gott aus ganzem Herzen nach Meinem Gebot, und die Liebe wird bleiben, das irdische Gesetz des Kreuzes wird schwinden, und die Freude wird kommen und da sein und bleiben, ewig, wie Gott ewig ist und ewig bleibt!

Daß der Mensch dazu begnadet werde, ist unsere Bestimmung. Und es war auch Marias Bestimmung dieselbe. Denn Mensch vom Fleische der Menschen ist auch sie. Einzigartig unter allen Menschen ist ihr Sohn, den sie geboren hat aus ihrem Fleisch und der Gott und Mensch war in einer göttlichen Person. Einzigartig unter allen Menschen ist aber auch Maria selbst.

Einzigartig unter allen Menschen, ja selbst unter allen erschaffenen Geistern der Welten der Ewigkeit, da sie Mutter wurde dem erlösenden Gottmenschen. Gott selbst hat Marias Persönlichkeit geformt. Ihr ganzes Menschsein hat Er "voll der Gnaden" werden lassen, voll der tiefsten Anteilnahme an Seinem eigenen Leben und Lieben und an Seinen Freuden. Durch Gottes Gnade wurde sie zur Unbefleckten von aller Schuld Adams, zur Unberührten von jedem persönlichen Falsch, zum Gefäß der Andacht und liebenden Hingabe an Gott, wie es kein zweites unter Gottes Heiligen gibt.

In dieser Begnadigung, keinem anderen so hoch von Gott geschenkt als nur der Mutter Gottes, liegt auch Marias höchste Freude begründet.

"Sich an Gott freuen, ist die gnadenhafte, glückselige Aufgabe und Bestimmung des Menschen. Wir freuen uns so wenig, zu wenig an Gott. Das ist unsere tiefste Not. Und wir tun das, weil wir von Gott und Seinen göttlichen Dingen so wenig wissen." (Franz Wirtz, "Freude an Gott").

Gott gibt keine Gnade, die nicht irgendwie aus dem Menschen zu Ihm zurückstrahlen muß. Jede Gnade, die dem Menschen kommt, selbst dem allerletzten, ist Ehrung von Gott. Auch Liebe von Gott und Tat von Gott. Es ist die Gnade gegeben, daß der Mensch anerkenne durch wirkende Liebe diese Ehrung von Gott.

Und das hat Maria getan, und das ist ihr nie mehr endendes Tun in der Ewigkeit. Alle Fülle ihrer Begnadigung ließ Maria zurückstrahlen zu Gott: Sie blieb Gottes immerwährend liebende Magd, treu in ihrer Liebe bis zur Bitternis der Sieben Schmerzen. Sie liebte Gott, sie liebte Ihn, und wegen dieser Liebe auch Seine Gnadengaben.

Wer so Gefäß der Andacht ist wie Maria, immer hinhörend auf Gott, immer hinhorchend hinauf zu Gott, immer sich hingebend an Ihn, der kann auch nur eine einzige Freude haben: Die Freude zu lieben Gott, den ewig Wundersamen.

Das ist Marias größte Freude: Gott lieben zu

John liebt zwei Damen

Eine einfache Liebesgeschichte

Von Frank Frey

Die alte Frau hatte einen Fensterplatz. Sie zerrte aufgeregt die Sicherheitsgürtel um ihren Leib. Ihre Unterlippe zitterte leicht, wie es bei alten Leuten oft der Fall ist. Ich hörte aus dem veränderten Motorengeräusch heraus, daß die Maschine nun über die Betonbahn flitzen mußte.

Die alte Frau neben John Forbes seufzte laut, tippte mit ihrem Zeigefinger unsicher auf sein Knie und fragte leise und heiser:

"Wissen Sie, mein Herr, ob wir schon in der Luft sind?"

John hatte sich gerade wieder in seinen Leitartikel versenkt. Er hatte die Angewohnheit, fortwährend einen seiner Artikel zu lesen, bis er einen neuen schreiben mußte.

John brachte die Zeitung geräuschvoll auf ein handliches Format und fragte zerstreut zurück: "In der Luft — wie — wieso in der — ah, so, natürlich!" Er lächelte der alten Frau gewinnend zu, wandte sich dann mir zu und fragte: "Sind wir schon oben?"

"Gerade!" erwiderte ich.

John drehte sich wieder der alten Frau zu und teilte ihr strahlend mit, daß wir bereits in der Lust seien. "Wenn Sie zum Fenster sehen", empfahl er der alten Frau, "merken Sie es genau!"

"Wie schrecklich!" seufzte die alte Frau und sah John entschuldigend an. "Ich fliege nämlich zum ersten Mal. Und zum Fenster sehe ich nicht hinaus, nein, da werde ich schwindelig!"

"Vielleicht", schaltete ich mich ein, "wechseln wir die Plätze! Dann könntest du John, am Fenster sitzen und die Dame in der Mitte?"

John war einverstanden. Ich löste der alten Frau die Sicherheihtsriemen. John gab mir seine Zeitung, sagte: "Da halte mal!" und half ihr aufmerksam und beruhigend lächelnd beim Platzwechsel.

"Sie sind sehr freundlich zu mir!" sagte die alte Frau. "Ich sollte doch lieber mit der Bahn fahren, denn mit den Flugzeugen passiert so schrecklich viel!"

Ihre Stimme klang besorgt und ängstlich. John widmete sich mit der ihm eigenen Art sensibler Herzen der alten Frau. "Aber sie brauchen doch wirklich keine Angst zu haben!" sagte er. "So ein Flugzeug hängt in der Luft so fest — wie — wie ein Balken, jawohl! Sogar noch fester!"

Die beiden schienen Gefallen aneinander gefunden zu haben, denn sie lächelten sich noch immer an. Die Stewardeß kam mit dem Frühstück, John gab mir nochmals seine Zeitung zum Halten, nicht ohne rasch seinen Zeigefinger auf die zu beachtende Stelle seines Artikels zu legen. Dann half er der alten Frau, sich für das Frühstück vorzubereiten. Er legte das Kissen auf ihre Knie und empfahl ihr, kräftig zu frühstücken. Das sei sehr gut, da man in der Luft besonderen Appetit bekomme, was durchaus unerwiesen war.

Ich fragte indessen die Stewardeß, ob ich ihr die Zeitung schenken dürfe. Ich legte sie ihr in den Arm, und sie lächelte. "Ein sehr interessantes Blatt!" sagte ich.

"Oh nein, ich glaube, ich esse nichts!" sagte die alte Frau. "Wenn ich daran denke, daß wir so hoch fahren — o nein!"

John empfahl ihr, einen milden Kognak zu trinken. Seine Mutter habe, wenn es große Aufregung gab, auch immer einen milden Kognak getrunken.

"Zum letzten Mal", sagte John zärtlich, "als ich ihr sagte, daß ich nie, nie, nie, heiraten wolle!" Nun, deshalb habe sie natürlich nicht den Kongnak getrunken, erst, nachdem er zu heulen begonnen hatte — er sei damals zwanzig gewesen, und ein Flirt sei in die Brüche gegangen — da habe sie einen Kongnak getrunken, jawohl.

Dann verlangte er seine Zeitung zurück. Da ich sie der Stewardeß gegeben hatte (denn ich kannte

---

können. Und nächstgrößte Freude ist ihr, jene zu lieben, die von Gott geliebt werden, — uns alle!

Ihre Freuden und ihr Menschenlieben besingen wir an unseren Wallfahrtsorten, in ihren Gnadenkirchen. Es ist nichts Falsches dabei, nichts, das gegen Gottes Wollen wäre. Wir bewundern ja nur den hochbegnadeten Menschen Maria, die Mutter wie keine andere, weil Mutter Gottes. Wir bewundern ja nur Gottes lieblichstes Werk der Menschenbegnadigung — den kleinen und doch so herrlich strahlenden Tropfen aus dem unendlichem Meer der Herrlichkeiten und Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes. Wir bewundern ja eigentlich nur Gott in ihr, der uns durch Maria zeigt, wie unendlich Er ist in allem, was Freude gibt und uns zur ewigen Freude angeboten wird.

Wir bewundern und verehren Maria auch persönlich, denn größere, selbstlosere, andächtigere Tat für Gott als das Leben Mariens gibt es nicht mehr. Maria hat gewollt, so zu bleiben wie Gott sie will, sie hat es getan, und dadurch wurde sie uns und bleibt sie uns das Gefäß aller Ehrung würdig.

Und wir werden ihr weiter singen und wir werden sie weiterhin lieben und verehren, immer jedoch eingedenk der Tatsache, daß nur eines Marias Freude an uns sein kann: Daß auch wir Ihn lieben und uns an Ihm freuen, der Marias größtes Lieben und höchste Freude ist.

Daß dieses uns komme: Bitt für uns, Mutter, hilf uns Maria! –

Johns Leitartikel fast auswendig!) gab ich ihm eine "Times", die er unbesehen unter den Arm klemmte.

"Ich weiß nicht", sagte die alte Frau, als ihr die Stewardeß Kaffee und Kognak servierte, "ich darf nur nicht daran denken, daß wir so hoch fahren!"

John legte ihr beruhigend seine Hand auf die Schulter, betrachtete sie mit seinen blauen Kinderaugen und sagte dann etwas, was anscheinend in krassem Widerspruch zu dem Mann stand, der beim Schreiben jedes seiner Worte dreimal überlegte: "Sie müssen früher sehr schön gewesen sein!"

Sobald er sich mündlich äußerte, waren wir alle entweder über seine Äußerungen gerührt oder erschrocken. — Die alte Frau war es offensichtlich nicht. Sie sah ihn lächelnd an, in ihrem Lächeln stand der ganze Charme einer alten Generation zwischen den Runzeln im Gesicht, und sie sagte gütig: "Sie sollten alten Frauen nicht solche Komplimente machen, wo es so viele junge Frauen gibt!"

Im Moment erstarb Johns Lächeln. Er blickte zum Fenster hinaus — nun seufzte er. Ich schaltete mich ein und sagte: "John macht selten Komplimente, jungen Frauen schon gar nicht!" John fuhr herum. Das verstehst du nicht, du naßkalter Satiriker!" fauchte er. Die alte Frau sah John gütig an, dann mich. "Nun, streitet Euch doch nicht!" sagte sie. Sie sah mich mit ihren schönen, braunen Augen im knittrigen Gesicht freundlich an und nun sagte ich etwas furchtbar Kindisches. Ich sagte: "Er hat zuerst angefangen!"

Die alte Frau lachte leise. "Genau so", meinte sie, "wie meine beiden Jungen!"

Ich war zunächst darüber etwas verlegen, wollte mich an John rächen und begann, ihr etwas zu gestehen, was an sich Johns Sache war. "Er hat einen tollen Liebeskummer", sagte ich, "deshalb ist er seit einem halben Jahr so grantig."

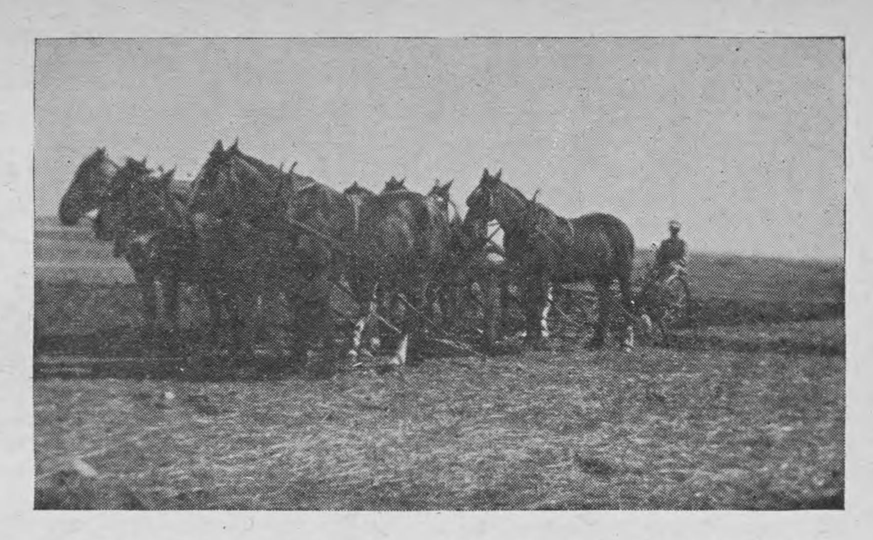
Daraufhin sah mich John vorwurfsvoll an, dann begann er — diesmal überraschend wohlformuliert und nur andeutungsweise — der alten Frau meine Bemerkung zu erläutern.

Ich kannte Johns Geschichte so: Es ging um ein Mädchen, dem er jede zweite Woche, wenn er Frühdienst hatte, in der U-Bahn begegnete, bei der Heimfahrt am Abend. Zuerst hatte er dem Mädchen einige Male seinen Platz angeboten und war dafür mit einem — wie John versicherte — reizenden Lächeln bedankt worden. Nach einem Vierteljahr war er so kühn geworden, sich ihr vorzustellen. Das Mädchen hatte erwidert: "Sehr angenehm!" — Und nach einem weiteren Monat war dem Mädchen auf der Plattform der U-Bahn der Absatz abgebrochen. John, der an der Aussteige-Station den Schuhputzer kannte, hatte dem Mädchen seinen Arm angeboten, es zum Schuhputzer geführt, der dann aus alter Freundschaft den Absatz am Damenschuh notdürftig befestigt hatte. Und John brachte das Mädchen nach Haus. Nach den Angaben Johns sollte es ein kluges Mädchen sein, ein zurückhaltendes Mädchen, ein wunderschönes Mädchen — ein Mädchen, das es nur einmal gab — für John. Andeutungsweise nur offenbarte John der alten Frau seinen Kummer, mit viel Fassung und wohlabgewägten Formulierungen, als schreibe er einen neuen Leitartikel.

Die alte Frau sagte daraufhin, sie fahre auch zu ihrer Tochter. Eigentlich wollte sie mit dem Zug fahren, doch ihre Tochter, die im Büro einer großen Versicherung beschäftigt sei, habe ihr das Geld für eine Flugreise geschickt, da die Bahnfahrt zu lange dauere und sie zu sehr anstrengen würde. "Ach", sagte die alte Frau, "ich bange immer um sie, in einer so großen Stadt, und sie ist noch jung und wir sehen uns so selten. Es ist sicher sehr schlimm für junge Mädchen in Berlin?"

John versicherte ihr, daß es ganz darauf ankäme, aber nicht, worauf es ankäme. "Ach, so schlimm ist es nun wirklich nicht!" sagte er und legte seine Hand auf die der alten Frau.

Nun ja, meinte die alte Frau, sie bete zwar oft für ihre Tochter — dabei beobachtete sie fast ängstlich unsere Gesichter, als habe sie



Wir pflügen und wir streuen
den Samen auf das Land;
doch Wachstum und Gedeihen
steht nicht in unsrer Hand.
Was nah ist und was ferne:
von Gott kommt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
der Sperling und das Meer.
Von ihm sind Büsch und Blätter
und Korn und Obst von ihm,
von ihm mild Frühlingswetter
und Schnee und Ungestüm.

Er, er macht Sonnaufgehen,
er stellt des Mondes Lauf,
er läßt die Winde wehen,
er tut den Himmel auf.
Er schenkt uns Vieh und Freude,
er macht uns frisch und rot,
er gibt den Kühen Weide
und unsren Kindern Brot.
Er gehet ungesehen
im Dorfe um und wacht
und rührt, die herzlich flehen,
im Schlafe an bei Nacht.

Matthias Claudius

etwas ganz Dummes gesagt. Aber John sagte, das sei durchaus vernünftig. Wenn er mehr Zeit hätte, würde er auch öfter beten, "jawohl!" Aber bei der ganzen Politik komme man gar nicht dazu, dies oft zu tun. Am wenigsten täten es die Bosse.

Ich sagte darauf, daß das John gar nicht so genau wissen könne.

"Pöh!" machte er daraufhin, und sah mich böse an.

Die Maschine landete pünktlich. John nestelte auf der einen, ich auf der anderen Seite die Gurte der alten Frau los, dann befreiten wir uns selbst. Bei dieser Gelegenheit gab mir John wiederum die "Times" zum Halten, so bequem war er.

Die Maschine wurde auf Position 5 geparkt, wir stiegen aus. John war der alten Frau beim Aussteigen behilflich, ich trug eine altmodische Handtasche.

Als wir auf festem Boden standen, hielt die Frau plötzlich etwas im Arm. Wir sahen ein Kleid, einen Kopf voll Haare, ein paar Mädchenbeine — alles andere war uns in den Armen der alten Frau verborgen.

Nur John krallte seine Finger schmerzhaft in meinen Arm.

"Bist du verrückt?!" fragte ich und schlug ihm auf die Finger, wobei ich die altmodische Henkeltasche abstellte.

John zog mich einfach fort, und ich konnte nur noch die Tasche greifen, die neben mir auf dem Betonfeld stand.

An der Zollkontrolle tippte John jemand auf die Schulter.

"Guten Tag!" sagte ein Mädchen.

"Oh!" sagte John, "oh!"

"Sie waren reizend zu Mama", sagte das Mädchen, "dürfen wir Sie heute Abend einladen?"

John sah mich flehentlich an. Ich versuchte alles, was an Formalitäten ausgelassen worden war während des Fluges, wieder nachzuholen. Es gelang nur unvollständig. Dann schob ich John zu der alten Frau hin, er reichte ihr den Arm.

Ich nahm die altmodische Henkeltasche in eine Hand, betrachtete einige Augenblicke das Mädchen neben mir und sagte: "Er heißt John Forbes."



Über alle Lande, über alle Zeit,
Liegt des Kreuzes Segen, liegt des Kreuzes Leid.

Das Mädchen lachte leise. Dann sagte es: "Ich weiß, er hat es mir in der U-Bahn gesagt. Wie merkwürdig!"

"Warum denn?" fragte ich. "Ich sagte es nur, falls Sie es vergessen hätten. Das wäre ja möglich, nicht wahr?"

Das Mädchen musterte mich, während wir zum Omnibus gingen. "Kaum!" sagte es. Und drückte seine Finger in meinen Arm. Erst im letzten Augenblick entsann ich ich mich, daß ich in diesem Fall nicht auf die Finger schlagen durfte.

"Ich heiße Gisela!" sagte das Mädchen. "Gisela Becker".

*

Es war ein schöner Abend. Um Mitternacht gab es drei Gruppen: John und das Mädchen, die alte Dame — sie war gerade kurz eingeschlafen — und ich. John mit geistvoller, scheuer Tolpatschigkeit, Gisela mit leuchtenden Augen. Ich tippte John auf die Schulter und sagte zu dem Mädchen, ihm das Gesicht zur schlafenden alten Frau im Sessel drehend: "Sie muß früher sehr schön gewesen sein!"

Das Mädchen nickte.

"Man sollte sie wecken", empfahl ich, damit alles den richtigen Weg gehen kann — was haltet ihr davon?"

"Unbedingt!" sagte John.

Ich versicherte Gisela, daß ich meinen Mantel allein finden würde.

Dann ging ich aus dem Zimmer.

Das Mädchen ging zu der alten Frau, legte ihr Gesicht an das der Mutter, die — wie es alten Leuten eigen ist — rasch erwachte, und ich hörte John noch sagen: "Ich bitte Sie um — um die — die Hand — —"

Dann fiel die Tür hinter mir ins Schloß. Ich ging die Treppe hinunter auf die Straße. Es war kalt. In der Hand hielt ich die "Times". Ich steckte sie in die Manteltasche . . . –

Ein Fundament der Rechtsprechung

"..... die Ehe ist unloeslich"

Diese Worte sind nicht der Bibel entnommen; sie stehen im Urteil des Bundesgerichtshofes vom 18. 6. '55, also der höchsten richterlichen Instanz im Bundesgebiet und sind zu wenig in der Öffentlichkeit bekannt. Allzu leicht operiert man heute auch in christlichen und katholischen Kreisen bei Eheschwierigkeiten mit dem Paragraph 48, der aus der Zeit des Nationalsozialismus bestehenden Ehegesetzgebung, wonach eine Ehe geschieden werden kann, wenn die häusliche Gemeinschaft der Ehegatten seit drei Jahren aufgehoben ist. Den sich gegen eine Ehescheidung sträubenden Teil sucht man mit dem Hinweis auf diesen Paragraphen von der Aussichtslosigkeit seines Widerstandes zu überzeugen und damit für die Zustimmung zur Scheidung und oft auch für die danach beabsichtigte neue Ehe zu gewinnen. Demgegenüber muß herausgestellt werden, daß die Rechtsprechung des Bundesgerichtshofes in immer stärkerem Maße zum Ausdruck bringt, daß nach Paragraph 6 des Grundgesetzes die Ehe und Familie unter besonderem Schutz der staatlichen Ordnung steht. Während es in der ersten Nachkriegszeit oft schien, als ob die sittliche Bewertung der Ehe unsicher geworden sei, erhalten diese Werte jetzt in der Eherechtsprechung immer stärkere Beachtung. In einer Entscheidung des Bundesgerichtshofes aus dem Jahre 1954 heiß es:

"Es gehört zum Wesen der ehelichen Gemeinschaft, daß sie eine Schicksalsgemeinschaft ist in der jeder Gatte das Los, das dem anderen zufällt, mitträgt. Bei der Entscheidung der Frage, ob einem Ehegatten das Scheitern der Ehe als Schuld anzurechnen ist, darf nicht den äußeren Verhältnissen ein zu großes Gewicht beigemessen und die Zerrüttung auf das Schicksal zurückgeführt werden, wenn im Grunde ein menschliches Versagen vor den vom Schicksal gestellten Aufgaben vorliegt . . . Der Senat hat bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß Eheleute in Notzeiten in besonderem Maße die Pflicht haben, zusammenzuhalten. Von ihrer Entscheidung und ihrem Verhalten hängt es maßgeblich ab, ob solche Notzeiten zu einer Bewährung und Vertiefung der Ehe führen, oder ob die Ehe an ihnen zerbricht, und die Ehepartner haben deshalb auch unter derartigen Umständen in aller Regel selbst zu verantworten, was aus ihrer Ehe wird."

Dieses Urteil ist abschließend gefällt in der Scheidungsklage eines Mannes, der 1942 in Ostpreußen eine Kriegsehe eingegangen ist, dessen Frau Ende des Krieges in russische Gefangenschaft verschleppt und Ende 1946 entlassen wurde. Er selbst war bereits im Jahre 1945 aus dem Krieg zurückgekehrt und wohnte bei einer älteren Witwe, zu der er auch später in nähere Beziehung trat. Auf seine Ehe speziell wurde also das Urteil gefällt: ". . . die Ehepartner haben in der Regel selbst zu verantworten, was aus ihrer Ehe wird."

Eine ähnliche Feststellung hat der Bundesgerichtshof in einem Urteil vom 25. 1. '57 getroffen:

"Er (der Senat) hat in ständiger Rechtsprechung dargelegt, daß auch unter schwierigen äußeren Verhältnissen ein Ehegatte für die Bewahrung seiner ehelichen Gesinnung verantwortlich ist und daß es von seiner Willensentschließung abhängt, ob er den widrigen Umständen, die der Verwirklichung der Ehe entgegenstehen, einen bestimmenden negativen Einfluß auf seine Ehe zukommen, läßt oder ob er in seiner Lebensführung sittlichen Kräften und Einflüssen Raum geben will, die ihm helfen, seine eheliche Gesinnung zu bewahren. Von Menschen aller Bildungsstände und Berufsstände muß aber im allgemeinen auch bei einer erzwungenen, langdauernden Trennung die Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem Ehepartner im Rahmen des Möglichen und die Wahrung der ehelichen Treue verlangt werden."

Damit hält also der Bundesgerichtshof auch für die Kriegs- und Nachkriegszeit das Ideal der Ehe grundsätzlich aufrecht und fällt auch für diese Zeit kein Ausnahmerecht. Diese hohe Auffassung ergibt sich aus den grundsätzlichen Formulierungen, die der Bundesgerichtshof über das Wesen der Ehe ausgesprochen hat. In dem Urteil, dem die Überschrift dieses Aufsatzes entnommen ist, heißt es:

"Die Ehe besteht ihrem sittlichen Wesen nach in Begründung und fortwährender Verwirklichung einer bis zum Tode eines der Ehegatten fortdauernden und zur Familiengemeinschaft sich erweiternden Lebensgemeinschaft der Ehegatten. Sie als eine solche Lebensgemeinschaft zu verwirklichen, ist demgemäß auch der Inhalt des Ehegelöbnisses. Nach diesem ihrem Wesensbild ist die Ehe grundsätzlich unlöslich; denn die tiefen persönlichen Beziehungen, die in der ehelichen Gemeinschaft zwischen Mann und Frau und in der Familiengemeinschaft zwischen Eltern und Kindern begründet und entfaltet werden sollen, vertragen es ihrem Wesen und ihrem inneren Werte nach nicht, als Beziehungen 'auf Zeit' aufgefaßt zu werden."

Diese klaren und eindeutigen Aussagen, wie sie besser nicht in einer Abhandlung über das Wesen der Ehe stehen könnten, müssen in der breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht werden, um vor allem denen einen Halt zu geben, die mit Schlagworten in der Aufrechterhaltung ihrer Ehe erschüt-

tert werden. Der schuldlose Teil muß wissen, daß die Rechtsprechung sich schützend vor das sittliche Gut der Ehe stellt, wenn er selbst daran festhält. Es ist also unwahr, daß die Rechtsprechung des Staates einer sogenannten liberalen Auffassung der Ehe huldigt. Es ist unwahr, daß die Unauflöslichkeit der Ehe nur von der Kirche gefordert wird und nur den gläubigen Menschen angeht. Es ist unwahr, daß die Ehe ein Vertrag ist, dessen Lösung in das Belieben der Ehepartner gestellt ist. Es ist unwahr, daß keine hohen sittlichen Anforderungen zur Aufrechterhaltung der ehelichen Gemeinschaft in schwierigen Zeiten seitens der Rechtsprechung gefordert werden.

Bei einer Scheidungsklage auf Grund des Ehezerrüttungsparagraphen kann also der schuldlose Teil damit rechnen, daß die Ehe nicht geschieden wird, wenn und solange er selbst an der Aufrechterhaltung seiner Ehe festhält. Es ist aber notwendig, daß er um den Sachverhalt weiß und einer Scheidung unter Hinweis auf diese Rechtsprechung widerspricht. Daher ist es gut, wenn er sich bei Stellen Rat holt, die auf religiösem Boden stehen und ihm klare Auskunft geben können, eventuell bei Eheberatungsstellen. Er soll auch sein Anliegen in die Hände eines Rechtsanwaltes legen, von dem er weiß, daß er vom Boden der christlichen Weltanschauung aus die Auffassung vertritt, wie sie das Bundesgericht bereits in höchsten Entscheidungen ausgesprochen hat. Trotz der Scheidungsmöglichkeit, die im Gesetz vorgesehen ist, darf der schuldlose Teil, und das wird in bezug auf den Ehezerrüttungsparagraphen in den meisten Fällen die Frau sein, aus der "ständigen Rechtsprechung" des Bundesgerichtshofes entnehmen, daß die grundsätzliche Unauflöslichkeit der Ehe inzwischen ein Fundament der Rechtsprechung geworden ist und das Gericht seinen Willen zur Aufrechterhaltung der Ehe anerkennt. Dr. K.

Brotschändung

von Alfons Erb

Unter den Sagen des Schwarzwaldes gibt es eine, die erzählt, daß dort, wo sich jetzt der schöne Titisee erstreckt, in uralter Zeit eine reiche Stadt gestanden habe. "Als die Üppigkeit ihrer Bewohner so groß geworden war, daß sie Weißbrotlaibe aushölten, die Brosamen an das Vieh verfütterten und in der Kruste wie in Schuhen herumgingen, da versank die Stadt in die Erde, und an ihrer Stelle entstand der Titisee." Und es gibt ein altes Wort, das lautet: "Wo man mit Brotkugeln schießt, ist die Hungersnot nicht fern." Die Sage und das Sprichwort wollen besagen, daß der Brotfrevel auf die Dauer nicht ungestraft bleibt.

Aus der Lebensgeschichte des heiligmäßigen Bischofs Wittmann von Regensburg, der fünfundzwanzig Jahre hindurch in aller Wahrheit Vater der Armen einer ganzen Stadt war, ist eine Brotszene überliefert, die einem unvergeßlich bleibt. Sie spielte sich im Regensburger Priesterseminar ab, als Wittmann dort (von 1802 – 1833) Regens war. Der Regens sitzt mit seinen Alumnen zu Tisch. Da beobachtet er, wie einige der jungen Herren aus dem Brot die Weichteile herausklauben, um nur die knusprigen Kanten zu verspeisen. Nach Tisch geht der Regens hin und nimmt die beiseitegelegten Weichteile an sich. Als man sich zur nächsten Mahlzeit versammelt, steht auf der Tafel ein Kruzifix und daneben zwei brennende Kerzen. Nun erscheint der Regens. Er trägt das verachtete Brot in Händen, legt es unter das Kruzifix und spricht vor versammeltem Hause: "O du liebes Brot! O du liebes tägliches Brot! Ist ein schlimmes Zeichen, wenn in einem Hause mit dem lieben Brot so übel verfahren wird . . ."

"O du liebes tägliches Brot!"

Müßte nicht jeder, der nicht mehr zu hungern braucht, heute täglich in seinem Herzen so sprechen? Sollten wir in der harten Lehrzeit nicht gelernt haben, wie ehrerbietig und dankbar wir die Gottesgabe des Brotes entgegennehmen und behandeln müssen? Ja liegt heute, wo noch so viele — Hunderte von Millionen sind es — in der Welt hungern, nicht alles Brot das die Erde trägt, unter dem Kruzifix? Ganz gewiß, da liegt es. Zum Zeichen dafür, daß es einen Frevel, eine Sünde gegen das Brot gibt, die Sünde des Undankes gegen Gott und die Sünde der Lieblosigkeit gegen die darbenden Brüder. Zum Zeichen dafür, daß der Herr will, daß alle ihr tägliches Brot haben, daß wir mit dem, was wir nicht brauchen, unsere Brüder speisen und in ihnen Ihn selbst, der in den Hungernden wartet, daß wir die Gottesgabe des Brotes mit ihnen und Ihm teilen.

Ist uns allen, die wir gehungert haben, nicht einmal von andern geholfen worden, und ist es jetzt, da unser Tisch reich gedeckt ist, nicht einfach schäbig, wenn wir nur an uns denken, so, als gehe uns die Brotnot der anderen Welt nichts an? Was in diesem Zusammenhang gar erst von der Brotvergeudung in den Mülltonnen zu sagen wäre, das läßt sich in ein Wort zusammenfassen, nämlich in dem Wort "himmelschreiend".

Der Skandal der Brotschändung ist bereits im Bundestag zur Sprache gekommen. Unter dem Beifall des ganzen Hauses erklärte Frau Dr. Lüders, nachdem sie allen an der Erziehung Beteiligten ins Gewissen geredet hatte: "Ich glaube, eine Bevölkerung, die das Gebet kennt: 'Unser täglich Brot gib uns heute', hat allen Anlaß, darauf zu achten, daß das Brot nicht vergeudet wird." –

"Unser tägliches Brot gib uns heute!"

Wer liest und was wird gelesen?

Bei einer im April vorigen Jahres durchgeführten Repräsentativ-Erhebung des Instituts für Verbrauchsforschung der EMNID, Bielefeld, bezeichneten 27% der erwachsenen Bevölkerung des Bundesgebietes, und zwar 24% der Männer und 30% der Frauen, Lesen als ihre liebste Freiheitsbeschäftigung.

Bei einer anderen zeitlich etwas zurückliegenden Erhebung wurde gefragt, ob man zur Zeit gerade ein Buch lese. Diese Frage wurde von 34% der erwachsenen Bevölkerung, und zwar von 32% der Männer und 36% der Frauen, bejahend beantwortet.

Die Aufschlüsselungen zu diesem Ergebnis zeigen naturgemäß eine starke Abhängigkeit vom Bildungsgrad. Unter den Befragten mit Volksschulbildung gab es 27% Bücherleser, unter den Befragten mittlerer Reife 54% und unter den Befragten mit Abitur oder mit Hochschulbildung 74%.

Weniger deutlich, aber nicht minder bemerkenswert sind die Abweichungen der Lesefreudigkeit bei den Altersschichten. Es wurden festgestellt 39% Bücherleser bei den unter 25jährigen, 37% bei den Jahrgängen der 25- bis unter 30jährigen, 29% bei den 50- bis unter 65jährigen und 30% bei den über 65jährigen.

Bei den Berufsgruppen lagen die Anteile der Bücherfreunde bei den Beamten (62%) und bei den Angestelten (50%) beträchtlich und bei den Selbstständigen (39%) und bei den Rentnern (35%) geringfügig über und bei den Arbeitern (28%) und bei den Landwirten (14%) unter dem Durchschnitt.

Unter den 34% Bücherlesern machten 33% Angaben darüber, um welche Bücher es sich handelte.

Es lasen: 14% Gesellschafts-, Heimat-, Frauen- und Liebesromane, 2% Kriminalromane, je 1% sozialkritische und historische Romane, 3% differenziert anspruchsvolle Literatur, 2% Biographien, 2% Reise-, Forschungs- und Tier-Bücher, 2% Fachbücher und 1% Kriegsbücher. Beim Rest handelte es sich um verschiedene andere Büchergattungen, so unter anderem Abenteuerromane, sogenannte "Schmöker" bzw. 50-Pfennig-Romane.

Bei allen Altersschichten zeigte sich hinsichtlich der verschiedenen Bücherarten eine verhältnismäßig gleiche Verteilung, während bei den Bildungsschichten, insbesondere hinsichtlich der anspruchsvollen Literatur, naturgemäß eine ins Auge fallende Stufung festzustellen war.

Eine blühende Industrie

Es ist viel zu wenig bekannt, daß die wie Pilze emporschießenden gewerblichen Leihbüchereien fast ausschließlich von sogenannten "Leihbuchverlagen" beliefert werden, die sich auf die Massenproduktion minderwertigen Lesestoffes spezialisiert haben. In diesem Bereich der westdeutschen Buchproduktion erscheinen durchschnittlich jeden Monat etwa 26 Kriminalromane, 37 Wildwestromane, 8 sonstige Abenteuerromane, 4 "Zukunftsromane", 45 Frauen-, Liebes- und "Bauern"romane. Die durchschnittliche Auflagenhöhe dieser Bücher beträgt je 2 000 Exemplare. Monatlich werden somit allein 240 000 Bücher für die gewerblichen Leihbüchereien produziert. Jeder gewerbliche Buchverleih in der Bundesrepublik besitzt durchschnittlich 2 500 Bände. Wenn von diesen jeder nur achtmal ausgeliehen wird, ergibt das bereits eine Verleihziffer von 560 Millionen Büchern im Jahr. Demgegenüber beläuft sich die Verleihziffer bei den öffentlichen Leihbüchereien (Pfarr- oder Volksbüchereien) etwa auf elf Millionen im Jahr. Das sind Vergleichsziffern, die für sich sprechen! Man braucht bloß einen Blick auf die Auslagen dieser Winkelleihbüchereien zu werfen, um zu wissen, um was für Kost es sich da meist handelt. Kein Wunder, daß die geistig-sittliche Unterernährung ebenso um sich greift wie die physische Überernährung. Wie schade ist es um die Menschen, die sich mit solchem Stroh- oder schlimmerem Futter abfüttern lassen! –

Pressemonat

Der Februar ist der Monat der katholischen Presse. Uns deutschsprechenden Katholiken hier in Canada ist dieser Pressemonat auch wieder einmal Gelegenheit zur Besinnung. Und daß uns Besinnung nötig ist, braucht wohl gar nicht erst bewiesen zu werden.

Halten wir in Treue an unserer Kultur, von der wir hier im Ausland so oft reden, auf die wir so stolz sind? So stolz, daß wir nicht zögern, uns auch öffentlich "Glieder des Volkes der Denker und Dichter" zu nennen?

Westliche Kultur und Christentum — auch die Kultur unseres Volkes — sind aufs innigste miteinander verwachsen. Sind Christentum und die Kultur deutscher Kathedralen, deutscher Malerei, Musik, Literatur aber auch in uns hineingewachsen, sodaß wir diese von allen katholischen Geistern durchwehten geistigen Güter auch leben?

Leider! Wir sind ins Ausland gekommen, ins Land der "veramerikanisierten Dollarkultes", wie wir es nennen — und wir machen diesen Kult mit. Es wird vielerorts gelebt ohne Kirche, geheiratet ohne Sakrament, Sonntag und Weihnacht und Ostern gefeiert, ohne Gott. Auch gearbeitet, gegessen, gelebt und erlebt — ohne Gott. Und ohne alle diese Dinge verlieren wir immer mehr, was unser war: Väterglauben und die uns angestammte Kultur.

Wir deutschen Katholiken hier in Canada haben nur ein einziges katholisches Blatt, und das ist unser Marienbote. Wollen wir uns unser Blatt erhalten? Hatten nicht viele von uns vor einem Jahre gesagt, dieses Blatt sollte zur Brücke zwischen uns allen ausgebaut werden, die wir im Osten des Landes, in der Prärie und an der fernen Westküste leben? Nun ist es wieder an der Zeit, an unsere Vorsätze zu denken. Der Marienbote ist selbstvehständlich nichts, wenn mit den deutschen Illustrierten verglichen, die wir in jeder Stadt kaufen können und auch fleißig lesen. Der Marienbote sieht arm aus, kommt nur einmal im Monat, bringt keine Sensationen, und darum "zieht" er nicht.

Und da kommen wir halt auf die

große Wunde zu sprechen: Was "zieht" denn heute? Nicht nur den so oft kritisierten "Canadier", sondern auch den aus Deutschland gekommenen Menschen? Die Antwort ist doch wohl klar. Und klar ist auch, daß wir uns selbst der besten und der feinsten Dinge "entziehen", wenn wir uns nicht umstellen und so einstellen, daß das Katholische wieder seine Zugkraft auf uns ausübt.

Der Marienbote ist klein und er sieht furchtbar arm aus. Schauen wir auf die erste Seite, so sehen wir, daß da nicht eine ganze Reihe wohlbezahlter Fachleute mitarbeiten. Ein einziger Mann hat ihn nun schon seit fast zwanzig Jahren als Nebenarbeit und fast ohne Geld Monat für Monat fertigzustellen. Seit zwanzig Jahren, Monat für Monat — für die deutschen Katholiken in Canada und eines Glaubens wegen, der vielen Menschen immer noch aller Opfer wert ist.

Wieder einmal rufen wir unsere deutschen Katholiken Canadas auf: Erhalten wir uns unser Blatt, den Marienboten. Jede unserer vielen deutschen Gemeinden soll und muß einen katholischen Presserat haben, der für Verbreitung des Blattes sorgt und der sich bemüht, dem Marienboten regelmäßig Berichte über das Pfarrleben ihrer Gemeinde einzuschicken. Die Welt ist groß, und auch Canada ist weit. Viel weiter als nur unsere Stadt oder unsere Gemeinde. Und überall leben deutschsprechende Katholiken — warum nur leben wir fremd aneinander vorbei? Warum kennen wir uns nicht, wir Katholiken Vancouvers, Edmontons, Calgarys, Winnipegs, Torontos und aller anderen Gemeinden des Osten des Landes? Oder meinen wir, es ginge auch so, wie es bis heute ist? Jawohl, es geht auch so. Wir sehen es ja, daß es geht. Wenn wir aber jemanden fragen, wie es denn eigentlich geht, dann kann die Antwort nur lauten: Wir sind zersplittert. Wir deutschen Katholiken Canadas sind keine Gruppe, die als katholische Gruppe auch katholisches Helfen jenen vielen unserer Deutschen geben könnte, die abseits stehen, die weit entfernt von jeder deutschsprachigen Kirche lebend, aller katholischen Freundlichkeit entbehren. Wir sind keine Gruppe, die auch einmal daran denken könnte, ein katholisches Blatt zu haben, das sich zeigen lassen kann und dessen Spalten mitreden können, wenn es darauf ankommt, zu sagen, was auch vom deutschen Katholiken Canadas zu sagen wäre.

Der Februar ist katholischer Pressemonat: Es fordert katholische Tat, wenn das katholische Wort gefördert werden soll. Darum: Diesen Monat noch muß in jeder unserer Gemeinden etwas für den Marienboten getan werden! –

Die Mischehe

Eine Erklärung der Bischofskonferenz der Lutherischen Kirche

Die Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands hat auf ihrer letztjährigen Tagung in Berlin-Spandau eine neue *Trauordnung* verabschiedet, die zur vorläufigen Erprobung den Gemeinden übergeben wurde. Gleichzeitig hat die *Konferenz der lutherischen Bischöfe ein seelsorgliches Wort über die Mischehen* an die Gemeindemitglieder gerichtet. Seitdem die *Fuldaer Bischofskonferenz* bei ihrer vorjährigen Tagung sich mit dieser Frage befaßt hat und in einem späteren Zeitpunkt dazu einen Hirtenbrief erlassen hat, steht die Mischehe im Brennpunkt der öffentlichen Diskussion. Es ist gut, daß nun auch die vereinigten lutherischen Landeskirchen dazu Stellung genommen haben, nachdem schon die *Evangelische Kirche im Rheinland* unmittelbar nach dem katholischen Hirtenbrief ein warnendes Wort gesprochen hat. So schwierig und heikel das Problem der Mischehe auch sein mag, so kann doch nur restlose *Klarheit und Festigkeit des Standpunktes* eine wirkliche Hilfe bieten, während alle Verschwommenheit und Verschleierung der Fragestellung keine Lösung gibt, sondern nur neue Komplikationen herbeiführt.

Es steht nicht zu erwarten, daß die Stellungnahme der Lutheraner mit dem katholischen Standpunkt in allen Stücken übereinstimmt. Dazu sind die *Grundauffassungen über das Wesen der Kirche und der Ehe* zu verschieden. Trotzdem können auch wir katholische Christen nur dankbar sein, wenn wir auf der anderen Seite klaren und bestimmten Vorstellungen begegnen, denn nur so wird überhaupt eine seelsorgliche Hilfeleistung möglich. So ist es wichtig zu wissen, daß die lutherischen Bischöfe mit uns übereinstimmen, wenn sie schreiben: "Nichts verbindet die Eheleute so fest wie die Einmütigkeit im Glauben. Die Zugehörigkeit zu verschiedenen Konfessionen macht es den Eheleuten oft schwer, zur vollen inneren Gemeinschaft zu kommen und ihrem Bekenntnis treu zu bleiben. Wer am Glaubensleben seiner Kirche lebendig Anteil nimmt, wird gerade in der Mischehe unter der Verschiedenheit der Konfession leiden. Um die kirchliche Trauung können nicht nur die Verlobten, sondern auch ihre Familien miteinander hadern. Die verantwortungsvolle Aufgabe der religiösen Kindererziehung kann bittere Auseinandersetzungen durch viele Jahre bringen. Wenn am Morgen und am Abend das gemeinsame Gebet die Familie verbinden möchte, und wenn am Sonntag die Glocken zum Gottesdienst rufen, tut sich die Kluft der Glaubensverschiedenheit immer von neuem schmerzvoll auf. Es ist verständlich, wenn viele den Ausweg darin sehen, diese Glaubensfragen als bedeutungslos beiseite zu schieben. Aber wir sind durch den verschiedenen Glauben in unserem Gewissen, in unserem Denken und in unserer Lebensführung stärker geprägt, als wir oft selber wissen. Die Frage nach der Wahrheit wird sich eines Tages doch regen." Die Konferenz mahnt daher die jungen Leute, die über ihrer Liebe die *Schwierigkeit der Glaubensverschiedenheit* vergessen möchten: "'Überschätzt die schwere Last der Mischehe nicht! Verachtet nicht das hohe Gut des gemeinsamen Glaubens in der Ehe!"

Es geht also nicht darum, die

Belastungen von schon bestehenden Mischehen noch zu vermehren, sondern eheliche Verbindungen von glaubensverschiedenen Brautleuten nach Möglichkeit zu verhüten. Statistische Erhebungen ergeben klar, daß Ehen von Eheleuten gleichen Glaubens eine größere Stabilität haben als Mischehen. Wer selbst in einer Mischehe lebt, wird auch dann, wenn seine Ehe glücklich ist bestätigen, wie schwierig es ist, dieses Glück zu bewahren und zugleich sein Gewissen und seinen Glauben zu retten. Die Ehe ist nun einmal mehr als eine Arbeitsgemeinschaft politischer oder wirtschaftlicher Natur. Sie ist eine höhere Einheit von zwei Menschen, die voraussetzt, daß die Eheleute in allen Grundfragen übereinstimmen. Da der Glaube nicht gemischt werden kann, ist in der Ehe die *Glaubensentscheidung* nicht zu umgehen. Die Mischehe trägt also nicht dazu bei, eine Brücke zwischen den verschiedenen Konfessionen zu bauen, sondern sie belastet das Verhältnis der Kirchen zueinander. Das sollten auch die bedenken, die den Standpunkt der Bischöfe nicht teilen!

In anderen Punkten können wir mit der lutherischen Bischofskonferenz nicht übereinstimmen. Wir haben zwar volles Verständnis dafür, wenn sie ihre Gläubigen mahnt, dem Evangelischen treu zu bleiben und nicht auf eine evangelische Trauung und auf die evangelische Kindererziehung zu verzichten. Wer seinen Glauben ernst nimmt, kann nicht anders denken und handeln. Wir verstehen aber nicht, wieso der katholischen Kirche der Vorwurf gemacht wird, sie erschwere durch die Regelung der Mischehenfrage im *Kanonischen Recht* die gemeinsame christliche Aufgabe. Dieses Recht erkennt in aller Toleranz die Gültigkeit der Ehen an, die Andersgläubige unter sich schließen, es verlangt aber in ebensolcher Konsequenz von katholisch Getauften katholische Eheschließung und Kindererziehung, wie ja auch die lutherischen Kirchenführer ihren Gläubigen entsprechende Folgerungen ans Herz legen. Der Unterschied besteht nur in der verschiedenen Auffassung von der Bedeutung des Trauaktes: Für evangelische Christen schließt die kirchliche Trauung nicht die Ehe, sondern unterstellt sie nur Christus dem Herrn, während nach katholischem Glaubensverständnis die Ehe der Getauften immer zugleich ein *Sakrament* ist und daher auch der Verwaltung der Kirche untersteht. Darin liegt keine "Gesetzlichkeit", die dem Evangelium widerspricht, sondern es ist nur die *Konsequenz unseres Glaubens an die sakramentale Würde der Ehe*. Hier kann es keinen Kompromiß geben, sondern nur die gegenseitige Achtung vor dem Glauben des anderen, der ihm einen Weg weist, der anders ist als der eigene. Das *Kreuz der Glaubensspaltung* läßt sich weder durch Mischung noch durch religiöse Gleichgültigkeit überwinden. Wir müssen es in seiner ganzen Schwere tragen, bis uns der Herr im gemeinsamen Glauben wieder zusammenführt. Kp.

Wie ein reicher Mann das Vaterunser lernte

Es war in unserem sechzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt, da ging ein reicher Mann zur Beichte. Der Beichtvater fragte ihn, ob er auch beten könne. "Nein!" sagte der Mann, "ich habe es oft versucht zu lernen, habe es aber nie gelernt."

Weiter fragte der Beichtvater und lächelte dabei eigentümlich: "Könnt Ihr denn schreiben und lesen?", denn er schien vorauszusetzen, daß der reiche Mann diese Künste nicht verstehe. Und richtig antwortete derselbe wiederum: "Nein! Auch das habe ich nie gelernt. Dafür habe ich auch keine Zeit. Das Bücherlesen überlasse ich gern den gelehrten und frommen Leuten."

"Leihet Ihr denn nicht bisweilen Korn oder Geld aus?" fragte nun der Beichtvater. "Gewiß, das geschieht oft." " Aber wie könnt Ihr denn da behalten, wem, wieviel und bis wann Ihr geliehen habt, wenn Ihr Euch das nicht aufschreiben könnt?" Der Beichtvater schien sehr verwundert, aber der reiche Mann versicherte, daß er ein gutes Gedächtnis habe und alles gar wohl im Kopfe behalte.

"Nun gut", sprach der Beichtvater, "so will ich Euch heute als Buße auflegen, den armen Leuten, die ich Euch schicken werde, jedem ein Viertel Korn zu leihen, mit der Bedingung, daß sie es nach der Ernte zurückzahlen. Seid Ihr damit zufrieden?"

"Das will ich gern tun", antwortete der reiche Mann und ging getröstet von dannen. Nun schickte ihm der Beichtvater einen armen Mann, den er nicht kannte. Der mußte zu ihm sprechen: "Euer Beichtvater hat mich zu Euch gesandt, daß Ihr mir ein Viertel Korn leihen möget bis nach der Ernte." "Wie ist dein Name?" fragte der reiche Mann freundlich. Er sprach: "Ich heiße Vaterunser." "Von welchem Geschlecht bist du?" fragte der Reiche weiter. Er antwortete: "Von dem Geschlecht Der du bist im Himmel."

Der reiche Mann merkte sich Namen und Geschlecht des Armen und gab ihm das Viertel Korn.

Nach acht Tagen, da der Beichtvater meinte, daß der Mann jene ihm gewiß sonderbar erscheinenden Namen genügend im Gedächtnis haben würde, schickte er ihm einen zweiten Armen, der mußte sich nennen: Geheiligt werde dein Name von dem Geschlecht Zu uns komme dein Reich. Nach abermals acht Tagen kam ein dritter, der nannte sich: Dein Wille geschehe von dem Geschlecht wie im Himmel also auch auf Erden. Und so ging dies fort, bis das ganze Vaterunser zu Ende war.

Danach kam der Beichtvater zu dem reichen Manne und fragte ihn, ob er Korn an die armen Leute ausgeliehen hätte und an wen. Da nannte der Mann aus seinem Gedächtnis alle Namen und Geschlechter und betete auf diese Weise das ganze Vaterunser her.

"Seht Ihr, Lieber, nun könnt Ihr beten und wißt es nicht einmal", sagte der Beichtvater, und als er die Sache erklärt hatte, war der reiche Mann hocherfreut, schenkte den armen Leuten das geliehene Korn und verehrte dem klugen Beichtvater einen neuen Rock.

Nach dem mittelalterlichen Volksbuch "Schimpf und Ernst" von Bruder Johannes Pauli, 1522.

Das Wechselgeld

Von Peter Maria Schaad

So ging es ständig an diesem Tag des Jubiläums der Firma Braun und Sohn: Jedesmal, wenn sich der Seniorchef, Direktor Robert Braun, blicken ließ, war er im Nu von Zeitungsleuten und Pressefotografen umlagert. Eine Zeitung wollte die andere an interessanten Einzelheiten überbieten. Und das Fernsehen hatte abends nach der Tagesschau ein Interview mit dem Jubilar vorbereitet.

Das Interesse der öffentlichen Meinung — das heißt derer, die sie machen — an diesem privaten Jubiläum war verständlich. Die Firma Braun und Sohn war weit und breit bekannt und berühmt wegen ihrer "sozialen Errungenschaften."

Sie hatte als eine der ersten Firmen ihre Betriebsangehörigen am Reinertrag des Unternehmens beteiligt. Sie hatte zuerst die Fünftagewoche eingeführt und sehr gute Erfahrungen damit gemacht. Sie hatte Sozialeinrichtungen aller Art geschaffen, die neidlos als vorbildlich anerkannt wurden. Sie zahlte Löhne, die Spitzenlöhne waren. Und daß sie dennoch konkurrenzfähig war, bewiesen die ständig steigenden Umsatzziffern im Inlandsabsatz und im Export.

Der Vertreter der "Tagespost" überfiel den Direktor mit einer Frage, aus deren Beantwortung man schon einen ganzen Artikel machen konnte: "Wie würden Sie, Herr Direktor, das Geheimnis Ihres Erfolges in einem Satz zusammenfassen, wenn ich fragen darf?"

Director Braun, daran gewöhnt, von der öffentlichen Meinung bestürmt zu werden — lange war er als Wolkenkuckucksheimer verschrien worden —, lächelte. "Sie dürfen fragen . . ." Er wandte sich jedoch an alle: "Aber Sie werden einräumen, meine Herren, daß es schwer ist, den Kampf eines Lebens — der täglich neue Forderungen stellt und Anpassung verlangt — in eine Formel zu verdichten, die als Schlagzeile dienen kann. Dennoch will ich versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Er überlegte einen Augenblick. Dann hatte er gefunden: "Triebfeder meines Handelns war — Sie mögen spotten oder nicht — der Glaube an Gott und an den Menschen . . . ."

Er gab noch einige Stichworte. Sie wurden aufgeschnappt, wie hungrige Hunde nach Fleischbissen happen, die man ihnen zuwirft. Und sie genügten, um ergreifende Berichte zu verfassen, in denen mehr Dichtung als Wahrheit zu finden war. Aber "Schnulzen" waren nun einmal die Schlager im Rundfunk, Fernsehen und Presse. Und "Schnulzen" waren so leicht zu fabrizieren.

*

Bei der Betriebsfeier im Speisesaal, der ebenso sehenswert war wie das ganze Werk, sprach Braun zur Belegschaft. Es fiel ihm schwer, das in Theorie zu fassen, was er in seinem Betrieb in der Praxis verwirklicht hatte.

Jeder Mensch, so sagte er, habe das unabdingbare Recht, Eigentum zu besitzen. Aufgabe des Betriebsführers sei es, seinen Mitarbeitern diese Eigentumsbildung zu ermöglichen. Alle Güter gehörten Gott, der sie erschaffen habe, ihr Herr und oberster Eigentümer bleibe, wenn er den Menschen auch an seiner Herrschaft über die Dinge teilhaben lasse. Und jeder Mensch müsse wenigstens so viel besitzen, daß er für sich und seine Familie sorgen könne.

Der Direktor stellte die "freie Welt" — wie man sagt — trotz all ihrer Unvollkommenheiten der kommunistischen Welt gegenüber: "In der Welt, die von den Feinden Gottes gelenkt wird, ist man Feind des Eigentums, des Erwerbens und des Behaltens von Eigentum, weil man den Menschen unfrei und abhängig machen will. Man nimmt es in Kauf, daß Arbeitsfreude und Unternehmungsgeist verkümmern. Was die Initative bei uns von selber schenkt, ersetzt man 'drüben' durch Peitsche und Norm."

Und dann sprach er vom siebenten Gebot: Du sollst nicht stehlen. Es fordert viel mehr, als wir uns träumen lassen. Es fordert, daß der Arbeiter "gerechte Arbeit" leistet, das Beste gibt, weil er sonst seinen Betrieb bestiehlt. Es fordert, daß der Arbeitsgeber den gerechten Lohn bezahlt, seine Mitarbeiter nach Möglichkeit auch am Ertrag des Betriebes beteiligt. — Er sprach von den Sozialenzykliken der großen Päpste: "In Gesprächen mit Arbeitern aus anderen Betrieben habe ich immer wieder Stellen aus Sozialenzykliken Leos XIII. und Pius' XI. zitiert. Frage ich, wer diese Forderungen gestellt hat, wurde immer wieder geraten: Marx, Lenin, die kommunistische Partei usw. Keiner hatte geahnt, daß die Päpste viel weiter gehen, das Übel an der Wurzel fassen . . ."

Er unterbrach und fuhr dann langsam, jedes Wort unterstreichend, fort: "Langsam müßte die Menschheit einsehen, daß keine Macht der Welt so positiv für den sozialen Fortschritt wirken kann wie die Kirche. Sie allein achtet wirklich Wert und Würde des Menschen. Deshalb kann sie allein human sein . . ."

Als der Beifall verebbt war, sagte er abschließend: "Nur der Christ räumt ein, daß alles, was er besitzt, Eigentum Gottes bleibt. So weiß er — wenigstens theoretisch, wenn er in Praxis auch oft versagt, weil er eben Sünder ist, — daß er nur Verwalter ist, daß er seinen Besitz nur so gebrauchen darf, wie Gott es will."

*

Zur Kaffeetafel im Familien kreis waren nur wenige, mit dem Betrieb besonders verbundene Gäste geladen. Jemand kam auf den Vormittag zu sprechen und die Devise des Hausherrn: "Triebfeder meines Handelns war der Glaube an Gott und an die Men-

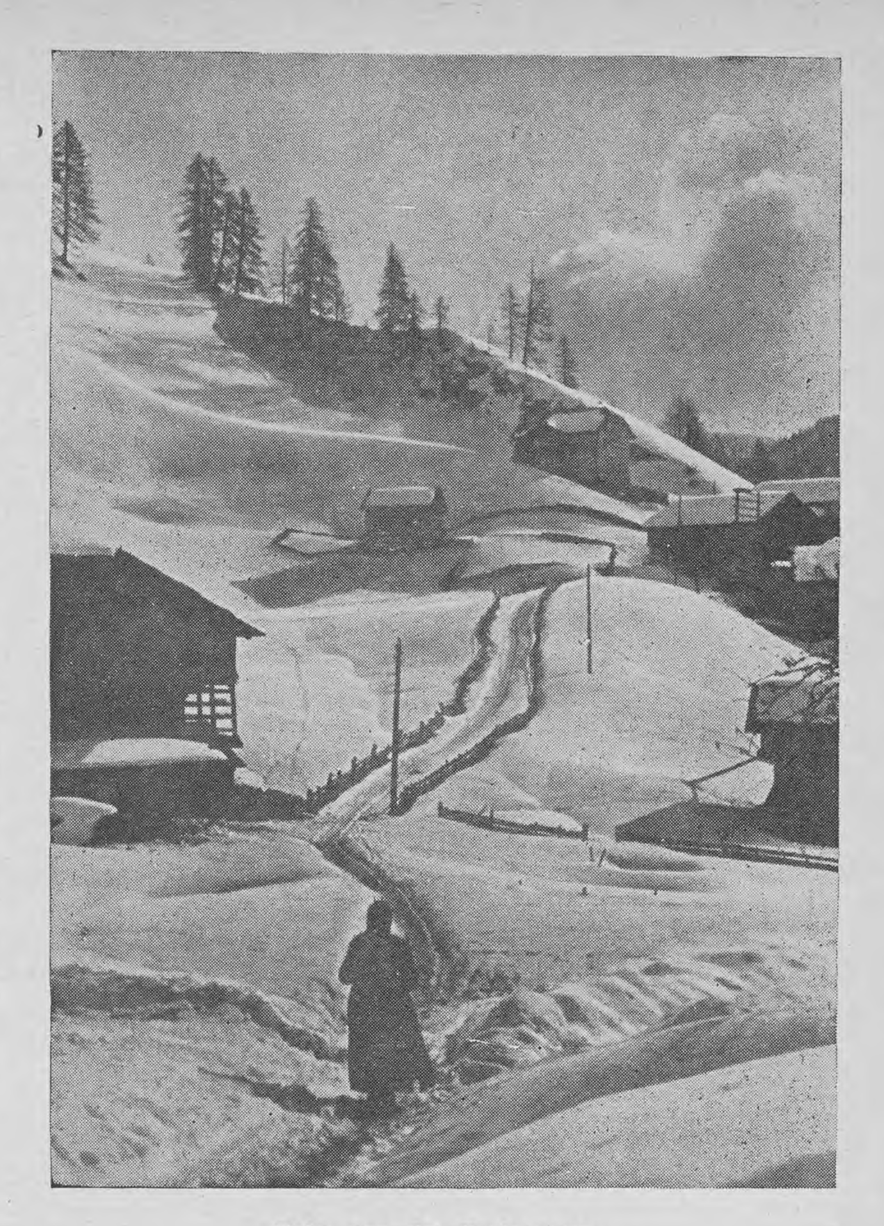
schen . . ." Man hätte gerne mehr gehört. Der Hausherr ließ sich nicht bitten.

"Damals war ich als kaufmännischer Lehrling in einem offenen Ladengeschäft tätig. Da mit der Verantwortung meist auch die Fähigkeiten wachsen, spannte man mich gleich tüchtig ein. Ich war stolz darauf, auch schon verkaufen zu dürfen wie ein "Alter", zu kassieren. Zunächst klappte auch alles ausgezeichnet. Eines Abends aber fehlten in der Kasse dreißig Mark. Man hatte offensichtlich statt auf zwanzig auf fünfzig Mark herausgegeben. Außer mir hatte an jenem Tage nur der Filialleiter selbst bedient. Er war ein "alter Hase", so daß ihm ein solches Versehen nicht zuzutrauen war. Als schuldiger "Mann" kam so allein ich in Frage.

Man war nicht eigentlich böse zu mir. Man erklärte mir nur, ich sei offensichtlich für diesen Beruf ungeeignet. Man müsse mich fortschicken, wenn — wenn die Sache bis morgen nicht geklärt wäre . . . Und klären hieß hier den Fehlbetrag ersetzen. — Mein Vater war sehr jung tödlich verunglückt. Meine Mutter lebte von einer kleinen Rente. Jeder Pfennig war eingeteilt. Sie hätte den Betrag nicht ersetzen können, ohne Schulden zu machen. So erzählte ich ihr erst gar nicht von meinem Pech. In der Nacht habe ich viel gebetet."

Aller Augen hingen an den Lippen des erfolgreichen Geschäftsmannes. Er fuhr ruhig fort: "Am nächsten Tag ließ man mich nicht mehr kassieren. Gegen elf Uhr kam eine Kundin. Sie legte dreißig Mark vor mich hin und sagte leise: 'Sie haben mir gestern aus Versehen auf fünfzig Mark herausgegeben. Ich habe Ihnen aber nur zwanzig Mark gegeben . . .' Sie brachte also nicht nur das Geld zurück, sondern wollte mich nicht beschämen und meinen Chef nichts wissen lassen. Dazu war es zu spät. Ich rief ihn. Er strahlte und klopfte mir auf die Schulter: 'Glück gehabt! Nun kannst du natürlich bleiben; man hatte dich im Verdacht . . .'

Abends suchte ich die Dame auf, um ihr zu danken. Ich mußte mich zu ihr durchfragen. Sie war Witwe



Heim von der Fastenmesse

und lebte von einer kärglichen Rente. Die dreißig Mark wären eine große Hilfe für sie gewesen. Jung und dumm wie ich war, fragte ich sie geradezu, warum sie denn das Geld zurückgebracht habe. Sie sah mich erstaunt an, fast fassungslos: 'Das siebente Gebot!' Das war ihre ganze Erklärung, ohne Kommentar."

Direktor Braun sah rundum über die Tafel. "Und sehen Sie, meine lieben Gäste: Besser, ergreifender und eindringlicher hätte man mir das siebente Gebot nicht illustrieren können. Ich habe viel darüber nachgedacht. Und je mehr und je länger ich nachdachte, desto größer waren meine Entdeckungen . . . Vielleicht erraten Sie nun, warum hinter meinem Leben und meinem Werk der Glaube an Gott und an die Menschen steckt . . ."

Man komplimentierte. Der Hausherr hörte kaum zu. Seine Gedanken waren ganz woanders. Demnächst sollte mit dem Bau der Waldsiedlung für die kinderreichen Familien begonnen werden. –

Aus der katholischen Welt

ROM

Papst empfängt Schah von Persien. – Der Schah von Persien, der in Rom zu einem Staatsbesuch in Italien eintraf, wurde von Papst Johannes XXIII. in feierlicher Audienz empfangen. Der Schah hatte seinen ursprünglich für Anfang Oktober geplanten Besuch in Italien wegen des Todes Papst Pius XII. verschoben.

Das Wichtigste ist die Seelsorge. – Der Heilige Vater hielt bei der Eröffnung des neuen akademischen Jahres der Päpstlichen Lateranuniversität eine Ansprache vor zahlreichen Kardinälen und Prälaten der römischen Kurie sowie vor den Professoren und Studenten der Universität und erklärte daß die Grundlage aller theologischen Wissenschaft das Studium der Heiligen Schrift sei. Eigentlicher und letzter Zweck des theologischen Studiums sei nicht die Forschung und Interpretation, sondern die praktische Seelsorge, die als das höchste Ideal des priesterlichen Wirkens angesehen werden solle.

Mit der Berlin-Aktion verfolge die Sowjetunion den alten Leitsatz "Teile und herrsche", erklärt Prof. Alessandrini in einem Leitartikel des "Osservatore della domenica", der im Vatikan erscheinenden Wochenzeitschrift. Die vergangenen Jahre hätten zur Genüge bewiesen, daß die sowjetische Außenpolitik darauf hinziele, die Westmächte zu spalten. Hinter allen sowjetischen Bestrebungen stehe das alte marxistisch-leninistische Ziel, heißt es in dem Leitartikel weiter. Es sei "eine gefährliche Illusion", wenn im Westen gerne geglaubt werde, die Sowjets würden bei der Verfolgung ihrer Ziele die kommunistische Ideologie aufgeben. Mit der Regierung in Moskau müsse verhandelt werden; denn im internationalen Leben seien solche Beziehungen von Staat zu Staat notwendig und unvermeidlich. Dabei dürfe man aber die wahren Ziele der Sowjets nicht aus dem Auge verlieren, zumal diese nichts unternähmen, ihr wahres Gesicht zu verbergen.

Gegen Mythos vom Fortschritt. – Die westliche Welt müsse ihr "Gesicht ändern", wenn sie über den Kommunismus siegen wolle, erklärte der Vatikansender in einer Betrachtung. Der von den Kommunisten gepflegte "Mythos vom Fortschritt" habe eine größere Anziehungskraft, als man wahrhaben wolle. Nur dadurch sei es zu erklären, daß die Sowjets auch durch die Ereignisse in Ungarn und Polen und auch durch die blutige Unterdrückung des ungarischen Volksaufstandes nicht viel an Kredit verloren haben. Wer den Kommunismus wirksam bekämpfen wolle, müsse sich bemühen,ihn in seiner Lehre wie in seiner Methode gründlich zu studieren. Nur dann lasse sich eine Basis für eine durchgreifende Gegenaktion finden. Der Vatikansender appellierte an die freie Welt, der Verherrlichung des Fortschritts den unerschütterlichen Glauben an den Primat des Geistes entgegenzusetzen.

Lehrstuhl für Protestantismus an der Gregoriana. – Durch Papst Johannes XXIII. wurde das akademische Jahr der Gregoriana feierlich eröffnet. In seiner Festansprache gab der Rektor der Gregoriana, Professor P. Paolo Munoz Vega, unter anderem die Einrichtung zweier neuer Lehrstühle an der Gregoriana für die Theologie des Protestantismus und Religionsgeschichte bekannt.

DEUTSCHLAND

Eine Spende von fast 39 000 Mark hat der Deutsche Caritasverband zum Weihnachtsfest dem Kinderspital für arabische Flüchtlingskinder in Bethlehem überwiesen. Wie der Caritasverband hierzu mitteilt, ist diese Spende von vielen stillen Helfern im Laufe des Jahres gesammelt worden, "ohne daß es nötig war, dafür die große Bettelglocke zu läuten." Das Kinderspital in Bethlehem ist vor vier Jahren von der Schweizerischen Caritas eingerichtet worden.

Hunderttausende von arabischen Flüchtlingen führten heute noch, zehn Jahre nach dem jüdisch-arabischen Krieg, in den Steinwüsten des Heiligen Landes ein kümmerliches Dasein, betont der Deutsche Caritasverband. Allein in der Umgebung von Bethlehem lebten rund 80 000 Flüchtlinge vielfach noch in Zelten und darum allen Härten der Witterung ausgesetzt. Diese Flüchtlinge seien schlecht ernährt und ärztlich unzureichend betreut. Die Kinder hatten unter diesen Verhältnissen am schwersten zu leiden. Es komme immer wieder vor, daß das Pflegepersonal in diesen Massenlagern schwerkranke Kleinkinder finde, die bis zum Skelett abgemagert und kaum noch lebensfähig seien. Der deutsche Freundeskreis für das Kinderspital in Bethlehem sei so angewachsen, daß die Kinderhilfe in Bethlehem heute fast zu gleichen Teilen eine Leistung der schweizerischen und deutschen Caritas sei.

*

4 500 gediente kranke und invalide deutsche Fremdenlegionäre hat bei ihrer Entlassung aus der Legion in Offenburg in den letzten zwei Jahren die "Eingliederungshilfe" des Deutschen Caritasverbandes empfangen und betreut. In kleineren Transporten treffen — von Straßburg über Kehl kommend — zur Zeit monatlich bis zu zweihundert gediente deutsche Fremdenlegionäre in Offenburg ein, wo sie von einer französischen Dienststelle entlassen werden. Nach der Entlassung beantwortet ein Fürsorger der Caritas in der Baracke der "Eingliederungshilfe" den Legionären alle Fragen beruflicher, wirtschaftlicher, sozialer oder anderer Art. Außerdem werden Ratschläge für Wohnung, Arbeit, Umschulung oder Berufsförderung erteilt.

OST-DEUTSCHLAND

Das katholische Kindererholungsheim Sandau, Elbe, wurde Anfang September auf Grund eines Beschlusses des Rates des Kreises Havelberg vom 25. August geschlossen.

*

Fünf Monate nach der zwangsweisen Schließung des katholischen Kinderheimes St. Joseph in Stralsund (Pommern), verurteilte das Kreisgericht in Stralsund zwei leitende Schwestern am 12. September zu drei bzw. zwei Monaten Gefängnis mit zweijähriger Bewährungsfrist. Die Anklage warf den Verurteilten Wirtschaftsvergehen vor, weil die Schwestern das für die Versorgung der Heiminsassen angewiesene Fleischkontingent nicht vollständig verbraucht und die anfallenden Restbestände nicht gemeldet hätten, sondern bei ihren Lieferanten gutschreiben ließen. An dieser Anklage fällt auf, daß keine der bei der Schließung des Heimes erhobenen Anschuldigungen hinsichtlich der Erziehung der Kinder aufrechterhalten wurde.

*

Einen neuen Fall von Behinderung der katholischen Kirche meldet das Berliner "Petrusblatt". Danach ist der katholischen Kuratie in Kayna bei Zeitz (Bezirk Halle) Kirche und Grundstück beschlagnahmt worden. Die Kuratie, die durch Heimatvertriebene zahlenmäßig stark gewachsen war, hatte von den Ortsbehörden ein Grundstück zum Kauf erhalten. Auf diesem Grundstück wurde mit mündlicher Genehmigung — die schriftliche sollte bald folgen — ein einfaches Gotteshaus errichtet. Sämtliche Mittel für Kauf und Bau brachte die Gemeinde selbst auf. Zu Pfingsten vorigen Jahres wurde der Neubau konsekriert. Inzwischen hat jedoch die Ortsbehörde den Beschluß gefaßt, das Gotteshaus "ab sofort zur Verwendung für soziale Zwecke" zu übernehmen. Die Kirche wurde versiegelt und das Betreten des Grundstückes verboten.

Die christliche Ehe

vom Schriftleiter

I

Es wäre schon viel erreicht auf dem Weg zur Gesundung unserer Familien, wenn Ehegatten wenigstens am Sonntag wieder Zeit finden würden, sich einander zu widmen. Vater sein und Mutter sein den Kindern, ist von entscheidender Wichtigkeit. Ebenso wichtig ist aber auch, dass man liebender Gatte ist der Ehefrau, und liebende Frau dem Manne.

Fundament der Familie

Die Familie ist das Fundament der menschlichen Gesellschaft. Dieser Grundsatz der christlichen Gesellschaftslehre steht fest. Er wird uns immer wieder klargelegt. Der Einzelmensch wird an seine Familienpflichten erinnert, Staat, politische Parteien und Gesetzgebung werden aufgefordert, die Grundrechte der Familie als Urzelle aller menschlichen Gemeinschaft anzuerkennen und Familienschutz und Familienfürsorge zu sichern.

Was seltener erwähnt und klargelegt wird ist die Tatsache, daß auch die Familie ihr Fundament hat. Und das ist die Ehe. Sie geht jeder zukünftigen Familie voraus, und sie bleibt ein ganzes Familienleben lang, und nachher den Nachkommen noch ein ganzes Leben lang, Vater und Mutter des Rechten und des Schlechten. Die morale Gesundheit oder Ungesundheit der Familie hängt ganz von ihrem Urquell ab, von der Ehe zwischen den Eltern. Ehemoral und Ehe-Ideal haben ihren tiefstgreifenden Einfluß auf die sittliche Gestaltung der Familie, und durch die Familie auf die gesellschaftliche Ordnung.

Zerbröckelndes Fundament

Das Eheideal des katholischen Christentums gilt im öffentlichen Leben nicht mehr viel. Neue Lehren über Sinn und Zweck der Gemeinschaft zwischen Mann und Frau suchen den heutigen Menschen mit allen Mitteln moderner Gedankengestaltung zu beeinflussen, vom Christlichen fort, zu "neuen Wahrheiten und Tatsachen" um-zu-bilden. Buch, Zeitschriftenromane, Vorträge, Radio, Fernsehen und Film bemühen sich, uns sogenannte "moderne" Auffassungen über Leben und Ehe beizubringen. Die gefährlichsten ihrer Lehren sind:

1 – Die Idee der Kameradschaftsehe und der freien Liebe.

2 – Die These, es sei dem Menschen nicht naturgemäß, es sei ihm unnatürlich, eine Einehe einzugehen, die unauflöslich bleibt und deren Liebe bis zum Tode bindet.

3 – Die "neue Moral", die uns zu überzeugen sucht, daß Sinneslust und Freude Lebenszweck des Menschen hier auf Erden seien. Da die christliche Ehe die Freuden des Leibes nur als Mittel für höhere und dem Leben wichtigere Zwecke betrachte und somit den Menschen in seinem Recht auf Genuß einschränke, sei sie zu verwerfen. Der Mensch habe ein Naturrecht auf alles, was die Ehe an Freuden biete. Ebenso sei es dem Menschen ganz naturgemäß, alle Klugheit anzuwenden, Bürden und Lasten aus dem Wege zu gehen. In unserem Falle den Bürden und Lasten einer kinderreichen Familie.

Die Versuchungen derartiger Lehren treten heute an jeden heran. Auch an den Katholiken. Wo das Gewissen noch lebt, da empfindet man immer noch das Unrichtige dieser Lebensschulen. Selbst dann, wenn man praktisch bereits damit begonnen hat, den Lehren einer moralisch bankrotten Welt anzuhangen und seine Ehe "modern" zu leben, beschränkter an Kinderzahl, freier im Genuß der Ehegeschenke, und freier auch in der Liebe, die das Eheband nicht mehr ganz streng nimmt. Daß so etwas das Gewissen bald zum Schweigen bringt und zur Überzeugung führt, heute sei wirklich richtig, was zu Vaters und Mutters Zeiten in der Ehe noch unmoral war, lehrt das Leben nur all zu klar. Dem praktischen Leben folgt gar bald die "Lehre über das Leben", hat St. Pius X. einmal weise geschrieben. Man stellt "Lehren" auf, die beweisen sollen, daß man richtig tue, was in Wirklichkeit Sünde ist.

Das Fundament der Familie, die Ehe, ist am Zerbröckeln. Wenn wir jedoch nach den Schädlingen suchen, die an der Ehe nagen und so das Familienleben ins Schwanken bringen, dann sind nicht nur Genußsucht, Geburtskontrolle und das behauptete Recht zur Ehescheidung und zur freien Liebe zu nennen. Es wird auch langsam in vielen katholischen Familien etwas morsch, weil es da noch andere Dinge gibt, die unserem Familienleben Gefahr sind, die wir jedoch nicht mehr zu sehen scheinen. Auch diese Dinge bröckeln am Fundament der Familie herum. Öffnen wir unsere Augen, und halten wir sie offen!

Mann und Frau

Es lebt der Mensch als Mann und als Frau hier auf Erden. Er ist ganz Mann, und sie ist ganz Frau, und keiner von beiden ist Urbild des wahrhaft Menschlichen. Körperlich und geistig sind sie

verschieden voneinander, ein Teil des Menschlichen nur, und doch sind sie einander gleich. Vollentwickelt ist bei einem, was im anderen keimhaft lebt und auf Leben wartet.

Des Mannes Stimme, tief und fest, deutet auf seinen Mannesgeist, der sich gern nach festen Grundsätzen richtet. Der allen Dingen tiefe Wurzeln und Festigkeit geben möchte. Fest möchte er alles haben. Sein Wort, daß es gelte und geachtet werde, Haus und Lebensberuf, daß sie sicher stehen, und auch sein Glauben, ganz gleich ob es nun religiöses, politisches oder wirtschaftliches Glauben sei, oder auch nur das Glauben an sein Recht zum Bummeln, daß es anerkannt werde.

Des Weibes Stimme ist hoch und klingend lebendig. Ihr Sinnen geht auf das Höhere, Feinere, Bessere. Fein und sauber muß es überall sein, im Hause, in der Schublade, wo die sorgfältigst gebügelten und gefalteten Taschentücher liegen, fein und sauber auch im Wort, im Urteil und im Benehmen des Mannes.

Aufeinander hingeordnet

Verschieden sind Mann und Frau von Natur aus, und doch sind sie einander gleich. Auch der Mann ist "weich". Auch er hat Empfinden für das Feinere, für das Edle, Ordentliche und Schönere, das er in der Frau so reich entwickelt sieht. Auch er fühlt einen Urinstinkt für das Gute, der meistens erst unter dem Einfluß einer Frau unruhig in ihm wird. Angenehm unruhig. Und auch die Frau hat ganz tief in ihrem Seelenleben das Verlangen nach jener Festigkeit im Urteil, Wort und Handeln, das sie am Mann bewundert.

Es ist dem Menschen Naturgesetz, immer mit anderen mit-zuleben. Einsiedler sind Seltenheit und Jungesellen und unverheiratete Frauen nicht die Regel. Dem Durchschnittsmenschen ist die eigene Welt des Denkens und des Empfindens viel zu klein und zu eng, um sich dort glücklich fühlen zu können. Er will mit-erleben, was andere leben. Und das gewaltigste Drängen im Menschen ist zu jenem Menschen hinzugehen, wo alles anders gelebt wird — anziehend anders. Es drängt den Mann zur Frau, und die Frau zum Manne hin. Instinktiv ahnen sie: Erst wenn wir zusammen sind, immer miteinander sprechen, immer nehmen können, was der andere denkt, empfindet und gibt, erst dann bin ich, wie ich sein möchte: richtiger Mensch, glücklicher Mensch.



Wir danken Dir, o Gott, dass Deine Liebe uns eint. Wir danken Dir, dass wir einander dienen dürfen. Heilige unsere Liebe, heilige unseren Dienst!

Zwei in einem, und ein Herz und ein Glück dadurch, daß zwei zu-einander und für-einander leben, nicht nur mit-einander.

Die Wirklichkeit

Das mag in vielen schönen Worten ausgedrückt sein, während das wirkliche Leben nach den ersten Ehejahren anders aussieht. Junge Liebe bestaunt alles, was am Geliebten oder an der Geliebten anders ist. Später gewöhnt man sich dran. Man staunt nicht mehr und man richtet sich sein Eheleben anders ein. Nur, daß es nicht immer so geht, wie man es gerne haben möchte. Die "junge Liebe" ist vorbei, und soll auch vorbei sein, wenn man älter wird, meint man. Mit der Liebe ging aber auch irgendwie das schöne Verständnis und die schöne Freude aneinander dahin, die früher so viel Glück geben konnten. Der Mann bleibt nicht zu Hause, und er schimpft, wenn er daran erinnert wird, daß es ihm Pflicht sei, hier und da auch einmal einen Abend in der Familie zu bleiben. Und die Frau nörgelt, hat immer an allem etwas auszusetzen, ist nie zufrieden, hat immer und ewig Worte, die weh tun.

Die "junge Liebe" ist zur "alten Liebe" geworden. Hätte man gewußt, daß auch Eheliebe eine Kul-

tur ist, die gepflegt sein will, hätte man das sich entwickeln lassen, was die Natur des Mannes und des Weibes wirklich will, dann wäre die junge Liebe zur reifen Liebe geworden. Zur Liebe, die den Menschen reif macht.

Heute kann so manch einer weder sich selbst noch den Ehegefährten verstehen. Man ist so überzeugt, daß man recht handle, und doch stimmt etwas nicht. Und doch bröckelt da etwas am Eheleben, und durch die Ehe am Familienleben.

Es schreibt eine Frau an ihren Mann: “Die Sorge um Deine Familie lassen Dir keine Ruhe. . . . Du sollst jedoch wissen, daß ich gerne bereit bin, mich mit dem uns zur Verfügung stehenden Geld einzuteilen. Staubsauger, elektrisches Bügeleisen, Waschmaschine lasse ich gelten. Alles andere, was Du noch für nötig hälst, brauche ich nicht. Wichtig ist, daß Du für unsere vier Kinder da bist. *Aber auch das andere ist Dir aufgegeben — Dir allein: Zu sorgen, daß ich als Frau, als das Frauenwesen, wie Gott es gedacht hat, mich vervollkommene. Jetzt aber bin ich nur “halb”. Du fehlst in jeder Sphäre meines Lebens. Du fehlst als Ehegatte, als Lebenskamerad, als Vater unserer gemeinsamen Kinder.”*

Hier sind wir nun bei jener Tatsache angelangt, wo das Leben praktisch wird, wo man nicht mehr in “schönen Worten und Idealen” spricht, sondern Wirklichkeiten berührt: Es weiß der Mann nicht mehr, daß er nicht nur Familienvater ist, sondern auch Ehegatte.

Wir werden noch davon reden.

Weitere Naturgesetze der Ehe

Vorigen Monat erschien in einer katholischen Zeitschrift ein Artikel, der unsere Katholiken aufforderte, einmal das Naturgesetz der Ehe zu durchdenken. Wir sprächen unseren Nachbarn so oft vom katholischen Eheideal, deuten dabei auf Gott, Bibel und Kirchenlehre hin, auf heilige Lehrer, die vielen Leuten gar nicht mehr als Lehrer gelten. Sie nehmen einfach nicht an, was die Religion sagt. Sie wollen wissen was des Menschen Natur uns an Gesetzen gibt.

Fordert die Natur die Einehe bis zum Grabe? Verbietet sie Ehescheidung? Die Antwort darauf ist nicht schwer. Es könnte der Mensch durch vorübergehende Gemeinschaft mit dem anderen Geschlecht Nachkommen zeugen, und so das Gesetz der Natur, daß das Menschengeschlecht sich fortpflanze, erfüllen.

Die Nachkomen der Menschen sind jedoch anders als die der Tiere. Der Elterninstinkt zum Kinde hin und Kindesinstinkt zur Elternliebe reicht ins ganze Leben hinein und bleibt fürs ganze Leben. Man liebt sein Kind und man liebt seine Eltern bis übers Grab hinaus — weil die Natur dauernde und unauflösliche Ehe- und Familiengemeinschaft unter den Menschen will. Ein Vater kann vier Frauen nacheinander haben: Das Kind hat nur einen Vater und eine Mutter, und das Kind sucht instinktiv nach bleibender Liebe zwischen beiden, zwischen Vater und Mutter. Dieser Instinkt geht ins Richtige. Alles andere ist falsch, ist gegen die Natur, und somit aller natürlichen Moral entgegen. Waisenhäuser sind nur ein Notbehelf, Staats-Kindererziehungs-Anstalten, wie man es heute in Rotchina einzuführen sucht, geben Essen und Trinken, Kleidung und Bildung, und bleiben — etwas Unnatürliches.

Wir könnten noch die Natur des Kindes beschreiben, die bis zur Reifezeit eine Erziehung braucht, die nur vom Vater und von der Mutter durch ihren ganz natürlichen Vater- und Mutterinstinkt gegeben werden kann. Auch könnten wir noch vom natürlichen Recht der Frau reden, selbst auch noch dann von ihrem Manne in Liebe umsorgt zu werden, wenn Krankheit, Kindergebären oder Alter ihr das Körperliche genommen haben, was ihn einst an ihr so angezogen hat. Vieles gäbe es noch zu sagen, was von Natur aus die Ein-Ehe fordert und Ehescheidung nach Belieben, oder die Lehre über die “freie Liebe” als unnatürlich bezeichnet.

Da wäre noch das Problem der Geburteneinschränkung. Geburtenkontrolle ist gegen alles Naturgesetz, weil sie die vom Leben und von der Natur geforderte Selbstlosigkeit des Menschen zerstört und der Selbstsucht alle Nahrung gibt. Eheliebe, die mit den Jahren wachsen soll, beschränkt sich immer mehr auf den Grundsatz des Genießens, und zwar des Selbstgenießens, und schlimmer als wir ahnen, bricht damit die ganz natürliche Opferbereitschaft im Menschen zusammen.

Das ist wohl der größte Schaden, den der Mensch sich selbst antut. Er formt sich um zum Menschen, der keinem mehr traut, weder Gott noch dem Naturge-

---

Der Fernseh-Fan

Sobald der Zeiger rückt auf acht,
ist er um seine Ruh gebracht.
Was schert ihn Weib, was schert ihn Kind?
Er rast zum Kasten blitzgeschwind,
er hört nicht mehr auf seine Frau,
er sieht nur auf die Tagesschau,
er läßt das beste Essen stehn,
um fernzusehn, um fernzusehn.

Er streckt sich faul im Sessel aus
und hat das Weltgeschehn im Haus:
Ein Diplomaten- Staatsempfang,
ein Traumauto, sechs Meter lang,
ein Weltraum- und Raketenstart
und große Kunst der Gegenwart
und Fürstin Gracia in Weh'n —
O welch ein Glück, das nah zu sehn!

Jetzt fängt der Rummel richtig an:
Der Bildschirm zeigt den Supermann,
der nun im Quiz sein Zepter schwingt
und andre zur Verzweiflung bringt.
Der Meister coram publico
brilliert gewand und schadenfroh.
Und niemand kann ihm widerstehn.
O welch ein Spaß, das fernzusehn!

Der Fernseh-Fan ist hochbeglückt
und seiner Umwelt ganz entrückt,
er stellt auf “scharf” mit einem Dreh
die Stars im großen Dekolleté.
“Genieße, was die Wimper hält,
vom holden Überfluß der Welt!”
Und laß dir kein Detail entgehn.
Ein Heidenspaß, das fernzusehn!

Familienleben gibt es nicht,
solang der Flimmerkasten spricht.
Fünf Mark im Monat kostet nur
frei Haus gelieferte Kultur.
Drum sitzt er bis ans kühle Grab
die Postgebühr am Bildschirm ab.
Einst wird auf seinem Grabstein stehn:
Sein Lebenswerk war, fernzusehn!

Franz Ulrich Gass

setz, nur seinem eigenen Denken. Und darum ist sein eigenes Denken in allem entscheidend. Er wird zum Menschen der Eigensucht, auch durch sein verkehrtes Eheleben. Und dadurch einer von jenen vielen, die mit Schuld an jenen Ungerechtigkeiten tragen, an der die Welt heute stirbt.

Uns katholischen Christen ist der Charakter des Menschen noch etwas wert. Wir glauben noch an geistige Dinge. Darum reden wir nicht so sehr von den so oft erwähnten körperlichen Schäden, die dem Menschen durch ein unnatürliches Eheleben entstehen: Es gibt neben den physischen auch geistige Naturgesetze, und die Untreue diesen gegenüber rächt sich an uns genau so pünktlich und genau so sicher wie das Physische, wenn es gegen seine eigenen Gesetze laufen muß.

Nicht überall hungert man, weil nichts zu ernten war. Man hungert auch, weil der Menschengeist in seiner blinden Selbstsucht nicht mehr weiß, wie Überfluß bewirtschaftet werden könnte. Diese Blindheit ist heute so überkompliziert geworden, hat das Erdenleben dermaßen verwickelt, daß man heute nicht einmal verschenken kann, was man reichlich hat, damit andere essen können.

Das Größte und Heiligste an der christlichen Ehe ist das Sakrament. Wir werden im nächsten Heft darüber sprechen.

Maria Geburt.

Man mag an solchem Tag das Außergewöhnliche dieser begnadeten Frau rühmend preisen und die frommen Gedanken hoch über den Alltäglichkeiten unseres Lebens spielen lassen. Man kann aber anch fragen, was denn solch erhabene Feier zum ergriffeneren Verstehen unseres eigenen Daseins beizutragen habe. Da ist etwa die Epistel aus dem Buche der Weisheit, von der Kirche auf Maria bezogen:

"Der Herr besaß mich im Anfang Seiner Wege, von Anbeginn, noch bevor Er etwas geschaffen hat. Von Ewigkeit her bin ich eingesetzt, von Urbeginn, bevor die Erde ward." –

Warum?

Du magst von den Berichten über die furchtbaren Katastrophen der Welt nehmen welche du willst, aus allen spricht die schreckliche Not der Angehörigen. Aus allen Berichten schreit die Empörung und Auflehnung schwer getroffener Frauen und Mütter. Hinter allem steht in riesengroßen Lettern das antwortlose WARUM.

Es braucht nicht gleich so aufgeputscht und hetzerisch verzerrt zu sein wie in mancher Illustrierten. Die da sich zum Richter aufspielen über die Aufsichtsbehörden. W a r u m konnte ein solches Unglück passieren?

Die Trauernden werden durch solche Reportagen kaum getröstet. Sie werden kaum eine Antwort auf ihr still bohrendes WARUM herauslesen können.

Und statt dessen liest man ihnen einen Trostbrief anderer Art vor, eine freudige Botschaft von der Frau aus Palästina, die ihren einzigen Sohn verloren hatte:

Und es begab sich in der Folgezeit, da wanderte Jesus nach einer Stadt namens Naim, und seine Jünger und viel Volk ging mit ihm. Wie er aber in die Nähe des Stadttores kam, siehe, da trug man gerade einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, und die war eine Witwe. Und eine große Volksmenge aus der Stadt begleitete sie.

Und viel hören zu. Wacher und aufmerksamer als sonst. Das ist ja genau ihre Lage. Selten haben sie im Evangelium sich so angesprochen gefühlt, die Frauen und Mütter, die ihre Angehörigen verloren haben. Die der Kumpels von all den vielen Zechen diesseits und jenseits der Grenze. Und die Mütter und Frauen, die an den Gräbern ihrer Gefallenen stehen. Und die, die um ihre Vermißten trauern und das Fleckchen Erde vergeblich suchen, wo die sterblichen Reste ihrer Toten ruhen. Die zahllosen Witwen und trauernden Mütter des letzten Krieges. Diesseits und jenseits der willkürlichen Weltvorhänge. Sie werden genauer zuhören als vielleicht sonst, bei dieser Glücksbotschaft von der Witwe im Judenland. Sie wissen, was das heißt, den "einzigen" hergeben. Und ist nicht eine Mutter jedes ihrer Kinder das einzige, das ein unbegreifliches Schicksal ihr entreißt. Sie alle finden sofort Kontakt mit dieser Schicksalsgenossin. Und es wird ein unübersehbarer Trauerzug. Millionen von Trauernden schließen sich an. Alle einig in dem großen WARUM. W a r u m forderte man den einzigen von uns? Gibt es ein anderes Evangelium, das so viele Menschen zum unmittelbaren Mit-Erleben führt wie dieses?

Und als der Herr sie erblickte, erfaßte ihn Mitleid mit ihr, und er sprach zu ihr: "Weine nicht!" Und er trat hinzu und berührte den Sarg — die Träger blieben stehen — und er sprach: "Jüngling, ich sage dir: 'Steh auf!'" Da setzte sich der Tote auf und begann zu sprechen, und er gab ihn seiner Mutter.

Soweit gingen sie mit. Bis hier versuchte ihr Herz zu hören und eine Antwort auf ihr quälendes WARUM zu finden. Aber jetzt ist es vorbei. Hier laufen sie auseinander, jede wieder in ihre eigene Qual und Ausweglosigkeit. Denn was soll ihnen diese "Frohe" Botschaft helfen? Sie reißt die Wunden nur noch viel mehr auf. Sie provoziert ja geradezu das unheilvolle WARUM, das allen auf der Seele brennt.

Gott mag es uns verzeihen, aber was nützt denn dieser Einzelfall? Statt uns zu trösten und eine Hilfe aus dem Glauben anzubieten, stürzt uns dieses Evangelium nur noch tiefer in unsere Zweifel und Schwierigkeiten. Wir zweifeln nicht daran, daß der Herrgott einen Menschen wieder ins Leben zurückrufen kann. Aber w e i l wir glauben, daß Gott so etwas kann, deshalb wird das WARUM nur noch immer lauter und drängender. Menschliche Grubenbesitzer und Behörden können bei bester und genauester Unfallverhütung nicht allen Eventualitäten aus dem Wege gehen. Aber der Herrgott könnte das. Noch einmal: er mag uns verzeihen. Aber solche Gedanken sind da, und sie werden durch so eine Botschaft ja heraus-



Mutter betet für den Sohn

gefordert: W a r u m verhindert ER solche Katastrophen nicht? W a r u m läße ER es so weit kommen? W a r u m sorgt ER nicht rechtzeitig für die Rettung? W a r u m hat ER diesen Krieg zugelassen? W a r u m gibt ER uns keinen Bericht über die Gründe solchen Schicksals?

Oder soll dieses Evangelium ein solcher Bericht Gottes sein? Na, wir wissen wenig damit anzufangen. Was nützt uns das Mitgefühl Christi in dem einzelnen Fall. W i r verspüren nichts von seinem Mitleid. An die Bahre unseres Jungen ist ER nicht herangetreten. Wir verspüren weniger Trost als Neid. Wir werden durch diese Worte nur noch tiefer in unser Grübeln und unser Aufbegehren hineingestoßen. WARUM?

Wäre es nicht besser, man hätte uns nie etwas von der Güte und Barmherzigkeit Gottes gesagt? Wir hätten nichts von der Allmacht und Vorsehung Gottes gehört. Dann wüßten wir es eben nicht besser, und es bliebe uns erspart, an diesem wirklich nicht oberflächlichen WARUM zu zerbrechen.

Da ergriff alle Furcht, und sie priesen Gott und sprachen: "Ein großer Prophet ist unter uns erstanden und Gott hat sein Volk heimgesucht."

Das soll einer verstehen. Hatten die anderen aus dem Begräbniszug denn keine Toten zu beklagen. Kommt denn keiner auf die Idee, Christus vorzuwerfen: "Warum rettest du ihren, warum nicht meinen Sohn?" Anscheinend nicht.

Diese Leute von Naim müssen etwas Eigenartiges gemerkt haben. Nämlich, daß dieses Eingreifen Gottes auch sie alle anging. "Er hat sein Volk heimgesucht." Die müssen es gespürt haben, diesem Jesus ging es nicht darum, aus einem augenblicklichen Mitleid einer Witwe ihren Sohn zurückzugeben. Er mußte wirklich wissen, daß eine solche Augenblickstat das Leid der anderen nur vermehren würde.

Aber das wollte er, und das ist den Beteiligten aufgegangen. Er wollte allen ein Zeichen geben. Nicht bloß der Witwe selbst. Sondern allen die dabei waren, und damit auch uns, und ganz besonders auch denen, die jetzt über den Tod eines lieben Angehörigen trauern. Das ist das Zeichen dieses Wunders von Naim: Die Witwe, die in ihrem einzigen Sohn alle Hoffnung auf Nachkommenschaft und damit auf Anteilnahme an dem künftigen Reich des Messias verloren hat, erfährt durch die Machttat des Herrn: Das Reich des Messias ist schon gekommen. Der Herr des Lebens hat sein Reich schon aufgerichtet. Aller irdischer Tod täuscht nur.

Und das ist auch das Zeichen für uns im Jahre 1959. Es mag noch so viel Tod und Katastrophen und Vernichtung in der Welt geben. Christus ist da, und das Reich des Lebens ist unser. Der Tod hat seine Macht verloren. Er kann unser Leben nur äußerlich verwirren und aus dem Gleichgewicht bringen. Wer aber an Ihn glaubt, hat und behält das Leben, das ihm kein Krieg und kein Bergwerksunglück zu rauben vermag.

Gewiß bleibt uns vorerst die Last unseres irdischen Empfindens. Daß wir noch nicht den rechten Blick für Tod und Leben haben. Aber es kommt jedes Jahr näher der Tag, an dem alles unvollkommene WARUM in IHM seine Antwort findet. Und so dürfte es stimmen, was auf einem englischen Grabstein zu lesen ist: "Eines Tages wird Gott uns sagen, warum er uns das Herz brach und ihn sterben ließ." –

In Gottes Hand

**Was Gott tut, das ist wohlgetan,
es bleibt gerecht sein Wille.
Wie er fängt meine Sachen an,
will ich ihm halten stille.
Er ist mein Gott,
der in der Not
mich wohl weiß zu erhalten,
drum laß ich Ihn nur walten.**

**Was Gott tut, das ist wohlgetan,
dabei will ich verbleiben,
es mag mich auf die rauhe Bahn
Not, Tod und Elend treiben,
so wird Gott mich
ganz väterlich
in seinen Armen halten.
Drum laß ich Ihn nur walten.**

**Was Gott tut, das ist wohlgetan,
er wird mich nicht betrügen.
Er führet mich auf rechter Bahn,
so laß ich mich begnügen
an seiner Huld
und hab Geduld.
Er wird mein Unglück wenden.
Es steht in seinen Händen.**

Samuel Rodigast (1649–1708)

Blut auf den Strassen

Der Herbst und der Winter stellen mit Nebel, Regen und Schnee besondere.. Gefahrenquellen.. für den Verkehr dar. Verkehrssicherheit ist daher oberstes Gebot. In erster Linie kommt es auf das sittliche Verhalten jedes einzelnen an, denn gerade im Verkehr hat heute das fünfte Gebot "Du sollst nicht töten" besondere Bedeutung.

Niemand zweifelt daran, daß der gegenwärtige Straßenverkehr ein moralisches Problem von größter Bedeutung darstellt. Es genügt, die Unfallchronik der Presse an einem einzigen Tag zu studieren. Dieses Phänomen ist universal geworden. Mit der wachsenden Motorisierung wird es von Tag zu Tag furchterregender. Die Statistiken der Verkehrsunfälle des Jahres 1956 sprechen klar und deutlich: Italien 6746 Unfalltote und 136 000 Verletzte, Deutschland12 823 Tote und 361 000 Verletzte, Frankreich 8283 Tote und 181 000 Verletzte, Schweiz 1028 Tote und 29 033 Verletzte, und schließlich Belgien 902 Tote und 54 041 Verletzte.

Die Zahlen dürften genügen, um uns zu einer Betrachtung zu veranlassen. Denn bei den Opfern des Verkehrs handelt es sich in der Mehrzahl um Männer und Frauen, die in der Blüte ihres Lebens standen, gesunde und aktive Kräfte des wirtschaftlichen und sozialen Lebens waren. In der Mehrzahl waren sie einzige Stütze der Familie. Wenn diese Verluste unvermeidlich wären, wenn sie ein notwendiges Opfer auf dem Altar des Fortschrittes der Menschheit wären, dann könnte sich mancher zufriedengeben. In Wirklichkeit sind aber die meisten Unfälle auf ein unverantwortliches Verhalten der Verkehrsteilnehmer zurückzuführen; Nichtbeachtung der Straßenverkehrsordnung, übertriebene Geschwindigkeit und Nachlässigkeit in der Überprüfung der Betriebstüchtigkeit des Kraftwagens. Angesichts einer solchen Gewissenlosigkeit ergibt sich für alle eine gemeinsame Pflicht; für die öffentliche Gewalt, für die Familienväter, für die Erzieher, für die kirchliche Obrigkeit, für jedes einzelne Individuum. Man muß die öffentliche Meinung wachrütteln, man muß jeden Verkehrsteilnehmer zur Verantwortung rufen, die gewissenlosen Verkehrsteilnehmer müssen von den Straßen verschwinden.

Keine Straßenverkehrsordnung wird die Sicherheit wieder herstellen können, solange nicht im Gewissen des Kraftfahrers der moralische Imperativ lebendig und gegenwärtig ist. Jeder Mensch ist gehalten, das Leben zu respektieren: seines und jenes seiner Mitmenschen. Er muß auf seine Gesundheit und seine körperliche Integrität genau so bedacht sein wie auf diejenige seines Nächsten. Das ist das fünfte Gebot! Jeder Mensch ist verpflichtet, das Eigentum des Nächsten zu achten und sein eigenes nicht zu mißbrauchen. Das ist das siebente Gebot! Ein Mord, ein Raub ist als freiwillig zu betrachten, wenn er vom Willen verursacht wird, der die Aktion genau auf Mord und Raub hindrängt. Als unfreiwillig ist ein Mord oder ein Raub zu betrachten, wenn er einem Willen zuzuschreiben ist, der die nötigen Vorsichtsmaßregeln, um Mord und Raub zu vermeiden, außer acht läßt. Darum und um nichts anderes handelt es sich hier! Niemand bestreitet die Erlaubtheit, die Legitimität des Kraftwagens, dieses wunderbaren Instruments der Arbeit und der Erholung. Es bringt wohl Gefahren mit sich, aber es ist möglich, das Risiko auf ein Mindestmaß zu beschränken; alles ist zu diesem Zweck organisiert: es gibt eine Straßenverkehrsordnung, die Straßen werden unterhalten und gepflegt, die Kraftwagen sind nach dem neuesten Stand der Technik ausgerüstet, und schließlich verfügen die Kraftfahrer über Verstand und freien Willen. Der Mangel an Vorsicht, die Unklugheit sind meist für die Unfälle verantwortlich zu machen. Sie schalten den guten Willen aus, der alle Vorsichtsmaßregeln in die Tat umsetzt und so die dem Verkehr innewohnenden Risiken ausschalten sollte. Leichtsinnig geht man das enorme Risiko ein, den Mitmenschen zu morden und zu verletzen, dem Nächsten in seiner körperlichen Integrität und an seinem Eigentum zu schaden. Die Schuld ist groß: groß wegen der möglichen sich daraus ergebenden Folgen, groß aber schon, bevor man einen Unfall provoziert hat. Denn ohne eine zwingende Notwendigkeit begibt man sich freiwillig in die Gelegenheit, zu morden und zu rauben.

Das Christentum wird auch auf der Straße, auch am Steuer des Kraftwagens praktiziert. Der Kraftwagen ist kein Spiezeug, und die Straße keine Rennbahn. Man fährt keinen Kraftwagen, um sich von seinen psychologischen Komplexen zu befreien oder um einen Schnelligkeitsrekord aufzustellen. Man begibt sich nicht in den Straßenverkehr, ohne daß der eigene Kraftwagen betriebsklar, und ohne daß man selbst den Anforderungen des Steuers gewachsen ist. Der Straßenverkehr ist ein Mittel des beruflichen und sozialen Lebens. Das Blut auf der Straße aber ist ein himmelschreiendes Verbrechen gegen die Gesellschaft!

(Kommentar des Vatikansenders zum Verkehrsproblem.)

Das Buch ist der bequemste Freund. Man kann sich mit ihm unterhalten, so lange und so oft man will, man ist ganz ein Empfangender, kann in jeder Stimmung die rechte Kost wählen und ist nie enttäuscht. Unzählige Menschen haben ihre höchsten Erlebnisse, ihre glücklichsten Stunden im Verkehr mit Büchern gefunden.

Er, der Herr im Hause

von Chrissie Farleen



Frau Emma war ebensowenig ein Weibsteufel wie ihr Mann ein Haustyrann. Nur manchmal entwickelten beide in gleicher Richtung mehr Energie, als es ehelicher Harmonie gut tat.. Dann stoben die Funken; ;und da Frau Emma über ein gesegnetes Mundwerk verfügte und das auch keinesfalls verheimlichte, hatte es Herr Mullemann nicht immer leicht, seine Stellung als Familienhaupt zu bewahren. So war es zu verstehen, daß er interessiert aufhorchte, als er von Sitten und Gebräuchen im Fernen Osten hörte.

Herrn Mullemanns Sehnsucht wurde bei der nächsten Auseinandersetzung auch seiner Gattin offenbar.

"'In Japan müßte man leben!" verkündete er. "Dort gibt es noch Frauen, die wissen, was sie ihrem Manne schuldig sind! Was er entscheidet geschieht, einen Widerspruch gibt es nicht! Hat er aber Kummer, so sucht er ein Teehaus auf und läßt sich bei Tee und Gitarrenspiel von den Geishas trösten. Sie sagen ihm, wie klug und tüchtig er ist, und wenn er dann heimgeht, sind seine Probleme gelöst und die Sorgen vergessen. Alles in Ehren und ganz platonisch!" Er schnaubte bekümmert und griff nach der Zeitung.

Frau Emma hatte ihm ungewöhnlich schweigsam zugehört. Japan war ja fern und Geishas für Herrn Mullemann unerreichbar, aber als kluge Frau wußte sie, daß Sehnsucht und Phantasie alle Entfernungen spielend überwinden. Herr Mullemann schien entschlossen, sich diesen Seelenkräften vorbehaltloser anzuvertrauen, als es der ehelichen Gemeinsamkeit zuträglich war. So beschloß sie, mit ihrer Tochter zu sprechen und Gegenmaßnahmen zu treffen.

Als er am nächsten Abend müde und mit kleinen Ärgernissen des Büroalltags beladen heimkehrte, empfing ihn Frau Emma an der Tür. Sie trug statt des gewohnten Hauskleides einen Kiono, der ihre Rundlichkeit keineswegs verbarg. Sanft bat sie ihn, es sich bis zum Abendessen im Wohnzimmer bequem zu machen.

Eva, in einen buten Bademantel gekleidet, erwartete ihn. Sie rückte ihm den Sessel zurecht und holte die ausgetretenen Hausschuhe.

"Hast du sonst noch einen Wunsch, Papa?" fragte sie mit hoher Stimme, die Augen züchtig niedergeschlagen.

"Wie . . .? Was . . .? Nein, danke, sehr lieb von dir." Er war von dem ungewohnten Benehmen des sonst recht vorlauten Backfisches sichtlich nervös.

"Dann erlaube, daß ich mich zurückziehe, Papa. Du wirst die Ruhe brauchen. Solltest du etwas wünschen, so brauchst du nur in die Hände zu klatschen." Mit einer tiefen Verbeugung verließ sie rückwärts das Zimmer.

Mullemann sah ihr kopfschüttenld nach und beschloß, den beiden beim Abendessen seine Meinung über dieses Affentheater, wie er es bei sich nannte, in aller Deutlichkeit mitzuteilen.

Doch es blieb beim Vorsatz. Eva servierte ihm das Essen, zierlich angerichtet, im Zimmer und erklärte auf seine unwillige Frage, ob er allein essen solle, sie und ihre Mutter äßen in der Küche, denn es schicke sich nicht, daß die Frauen mit dem Herrn des Hauses am selben Tisch speisten. Sehr ernstlich brachte sie das vor und zog sich dann rasch mit einer tiefen Verbeugung zurück. Daß sie in der Küche ihrer Heiterkeit freien Lauf ließ, konnte Herr Mullemann nicht ahnen.

Er fühlte sich dieser Situation keineswegs gewachsen, und als Eva nach dem Essen fragte, ob ihre Mutter und sie ihn mit Gesang, Tanz und Gitarrenspiel unterhalten dürften, verließ er fluchtartig die Wohnung und landete ratlos am Stammtisch.

Zuerst beglückwünschten ihn seine Tischgenossen, als sie die Ursache seiner Ratlosigkeit erfuhren. Je mehr sie indes dem Problem auf den Grund gingen, desto ernster wurden die Gesichter, und als sie das Für und Wider reichlich begossen hatten, kamen sie einstimmig zu der Überzeugung, daß es dem Ansehen des Ehemannes höchst schädlich sei, wenn sich Gattinnen plötzlich in sanfte Geishas verwandelten. Hier mußte also ein durchgreifendes Exempel statuiert werden. Was aber wäre dazu geeigneter als ein über Gebühr lange ausgedehnter Stammtisch . . .?! Dieser Belastungsprobe würde Frau Emmas neue Sanftheit kaum standhalten.

Seinem Grundsatz der Mäßigkeit um Haaresbreite untreu geworden und leicht beklommen strebte Herr Mullemann zu morgendlicher Stunde seinem Heim zu. Ehe er mit dem richtigen Schlüssel aufschließen konnte, wurde von drinnen die Tür geöffnet. Es war Emma, und mit angehaltenem Atem erwartete er die fällige Gardinenpredigt.

"Du wirst müde sein", hörte er statt dessen. "Komm, ich helfe dir, die Schuhe ausziehen . . ."

"Nun aber Schluß mit den Geisha-Methoden!" befahl er mit letzter Entschlossenheit. "Nicht mal das Bier hat mir geschmeckt, denn

Weltraumfahrt und Gott

In Amsterdam hat ein Kongreß getagt, der sich mit der Frage der Weltraumfahrt befaßte. Man erfuhr dabei, daß Gelehrte und wissenschaftliche Institute an der Frage arbeiten, wie Menschen die Erde zu einer Fahrt in den Weltraum verlassen könnten, was ja über die Schaffung künstlicher Erdsatelliten weit hinausgeht. Ja, amerikanische Forscher stellten einen Zeitplan auf, der zunächst mit dem Jahre 1970 abschließt: Errichtung eines von Menschen besetzten Stützpunktes auf dem Mond. Was vor nicht allzu langer Zeit nur der Traum phantasiebegabter Schriftsteller war, nähert sich der Verwirklichung.

Damit erheben sich für den denkenden Menschen eine Reihe wichtiger Fragen über das Technische hinaus. Die erste ist, daß von vornherein verhütet werden muß, daß die in der Weltraumfahrt liegenden Möglichkeiten so wie die Atomenergie zu kriegerischen Zwecken mißbraucht werden. Wenn die Verwirklichung der Weltraumfahrt als gemeinsame wissenschaftlich-technische Aufgabe der Menschheit bearbeitet wird, kann ein solcher Mißbrauch ausgeschlossen werden, und es besteht die Aussicht, daß eine Zusammenarbeit, wie sie der Kongreß in Amsterdam gezeigt hat, diese Aufgabe übernimmt.

Eine zweite Frage bezieht sich darauf, welche Rechtsverhältnisse und völkerrechtlichen Bedingungen in dem Raum außerhalb des Erdballs gelten sollen. Darf zum Beispiel ein Staat in diesem Raum Vorrechte in Anspruch nehmen, etwa bestimmte Hoheitsgebiete für sich abgrenzen wie auf der Erde die Küstengewässer? Oder darf ein Staat einen fremden Himmelskörper oder Teile davon annektieren? Es gibt bereits Institute in Amerika, die sich mit den Fragen des Weltraumrechts befassen, und es kann nur gut sein, wenn internationale Vereinbarungen solche Probleme einverständlich regeln, ehe es zu Streitigkeiten kommt.

Die wichtigste Frage ist wohl aber die, ob die Erweiterung des Gesichtskreises und des Wirkungsfeldes des Menschen in den Weltraum hinaus Folgen haben muß für unser Denken, für unsere Weltanschauung, womöglich für unsere christliche Lehre. Der platte Materialismus des Kommunismus hat, als die Sowjets ihren ersten Sputnik entsandten, albern und überheblich daraus ein Argument für den Atheismus machen wollen. Noch unlängst brachte eine Ostberliner Zeitung ein Gedicht, in dem der Himmelfahrt Christi, die nur Legende sei, das Aufsteigen dieses Sputnik gegenübergestellt wurde. Arme Toren, kann man nur dazu sagen. Wir wissen, daß der allmächtige Gott der Schöpfer des Weltalls ist, und wenn er dem menschlichen Verstand gestattet, nicht nur durch Forschung, sondern auch durch Weltraumfahrt in diese Regionen einzudringen, so ändert das gar nichts daran, daß Gott Himmel und Erde und Gestirne schuf. Im übrigen sind die Entfernungen, für die Weltraumfahrt in Frage kommen dürfte, winzig klein gegenüber der Weite des Weltalls.

Es könnte sein, daß Entdeckungen der Weltraumfahrer theologische Fragen aufwerfen. Sie zu beantworten wird Sache der berufenen kirchlichen Stellen sein. In jedem Fall bleibt der Allmächtige der Herr nicht nur der Erde, sondern auch des Alls, und wir wollen ihm in Demut danken, wenn er uns einen tieferen Einblick in die Wunder seiner Schöpfung gestattet. –

DR. P. R.

Wenn die Mutter an einem Ende der Welt ist und ihr Kind an dem andern, so reicht des Mutterherzens Liebe über Berg und Tal, über Feuer und Wasser, über schwarze Abgründe und gar über das Weltmeer hinüber — eine große Liebe, und hat doch Platz in einem zarten Herzen.

M. Herbert

---

ich will keine Frau, die immer nur ja sagt! Also schimpf schon, Emma!"

Sie atmete erleichtert auf und schmunzelte . "Nicht mehr nötig, mein Alter! Ich ahnte nicht, daß sanfte Nachgiebigkeit so aufregend wirkt — aber ich werde es mir merken!" –

Fremdwörter

Ferdinand Silbereisen

Wer sich gereizt fühlt, ist — piquiert,
Wer einfach stumpf ist, ist — blasiert,
Wer dumm, beschränkt ist, ist — borniert,
Und wer da spottet, sich — mokiert.
Wer teilnimmt, der — partizipiert,
Wer einmal anträgt . . . offeriert,
Wer etwas annimmt — akzeptiert,
Wer einfach prahlt, der — renomiert,
Und wer belästigt — molestiert.
Der, welcher angreift — attackiert,
Und wer zerstört, der — demoliert.
Wer sich verschwört, der — konspiriert,
Wer hinterlegt, der — deponiert,
Wenn einer stutzt, ist er — frappiert,
Was Eindruck macht, das imponiert,
Wer blosstellt, der — komprimittiert.
Richtet wer ab, der — dressiert,
Wer aufgeregt ist, ist — echauffiert.
O Jammer — was uns da passiert! —

Ein Opfer des Beichtstuhles

von Adolf Innerkofler

7. Fortsetzung

"Brav, Gottschlichmutter, brav!" lobte Fellmann, der Schmied, und auch der Gerber Karle stimmte ihm bei.

"Is es nicht so, wie ich sag'?" meinte sie. "Nee, wenn die Männer nich reda, müssen die Weiber anfanga!"

Die Männer lachten. Und Fellmann sagte: "Ganz richtig ist es. — Neugierig, wie lange sie mit unserm Kaplänle, dem kleinen Faulhaber, umzieh'n im Stockhaus. Ich meen, der hat ihnen wohl auch nischte nischt getan."

"Der?" rief der Soldat, "na, der verdankt sein Malheur doch auch wieder einem eurer feinen Landsleut', dem Altwilmsdorfer Deserteur Nentwich! Das wißt hir ja! — Übrigens ist der der reine Widerrufungskünstler, der Nentwich. Neulich hat er für die Flucht dreimal Gassenlaufen müssen; natürlich keene gemütliche Sache; hernach hat er es mit der Angst zu tun gekriegt und hat —hahaha! — gemeent, sterben zu müssen, und da hat er gesagt: es drück' ihn furchtbar, daß er über Pater Andreas bloß gelogen hab'."

"Aber nee!" riefen die Leute, "so was! so ein Kerl!"

"Ich weiß es von Soldaten, die dabei waren" bestätigte der Erzähler, "übrigens hat er es auch dem Kommandanten gesagt."

"O, da wird er wohl bald frei werden, der Pater Andreas?" fragte der Uhrmacher Henkel vor Freude.

"Ich hoff's", meinte der Soldat, "der Kommandant ist doch auch katholisch. — Und befreit er ihn nicht — na — dann ist's ja wieder einer der euren, der Kommandant!"

Alle wurden auf diese Nachrichten offenkundig aufgeheitert, besonders der kleine Arnesti war lebendig geworden und lachte über das ganze hübsche Spitzbubengesichtchen.

Und Mutter Gottschlich rief gut aufgeräumt: "Und denkt ock, Männer, der Pater Andreas will nit mal raus aus 'm Stockhaus! — Wie hat er neulich gesagt, Arnesti?"

"Pater Augustin, den wir gestern wieder gefragt haben", sagte der Knabe mit hellklingender, rascher Stimme, "hat uns erzählt, sein Bruder habe ihm wiederholt aufgetragen, er dürfe nichts tun zu seiner Befreiung; ja neulich habe er sogar erklärt: "Wenn du mein Bruder sein willst, mußt du mich lassen, wo ich bin."

"Aber nee, nee!" taten die Männer und einer rief: "Was hat er denn so Schönes im Stockhaus?"

"I nu", sagte die Wirtin, "er is halt ein Geistlicher, wie er sein soll. Sein Brevier, sein Arnestibüchlein und der "Kempis" sind seine Erholung. Und dann hilft er den Arrestanten bei der Arbeit, hält ihnen schöne Katechismusstunden und freut sich unbändig, daß er die meisten schon ganz anders gemacht hat. Dafür ißt er sich selber nie satt und verteilt sein Essen an die anderen. Und wie im Himmel war er, wie er die Kapsel mit dem heiligen Krankenöl bekommen hat, der Kommandant hat es erlaubt. Er darf ins Lazarett gehen und, wenn Gefahr ist, den Kranken die letzte Ölung geben. Ich weeß das alles vom Arnesti, meinem Jüngla da. Der hat in der Lateinschule den Pater Andreas zum Lehrer und wie alle seine Kameraden ist er dem Pater Andreas besonders gut, und da laufen sie immer zum Pater Augustin und der muß ihnen alles sagen, was er von Pater Andreas weeß."

"Brav! brav!" lobten die Männer.

Und der Knabe, der sich nun besonders wichtig vorkam und den es freute, auch noch etwas erzählen zu können, sagte: "Und noch eens, Mutter! Am Christabend hat Pater Andreas den Bruder gebeten, ihm zwei Portionen zu schicken, er brauche sie. Und davon hat er die eine dem eingesperrten Minoritenpater Wenzel gegeben, der schon recht krank war; damit auch der noch eine Freude hat."

"Ja, ja", sagten die Männer,"der Pater Andreas ist ein guter, ein heiliger Mann!"

Wohl auch der Sergeant schien gerührt von all dem Gehörten: "Es scheint wirklich so, daß er ein recht braver Mensch ist. Nu, jetzt wird er doch schon bald frei werden!"

"Geb's Gott!" seufzte die Wirtin. Und der Soldat fuhr fort und lachte: "Und Ihr werdet sehen, Gottschlichmutter, da wird es ihm schon auch recht sein, wieder frei herumgehen zu können!"

*

Indem ging die Tür auf und ein seltsamer Gast trat ein. Es war ein junger, bärenstarker Mensch mit nicht unschönem und nicht ungütigen Zügen. Doch schauten Männer und Wirtin erschrocken auf und der Fellmannschmied stieß den Nachbar leise an und raunte; "Ach jekus, der Scharfrichter von Frankenstein!" — Scheu rückten die Leute zusammen, daß ein halber Tisch frei wurde; man merkte es: am liebsten hätten sie, wäre mehr Platz gewesen, einen Tisch ganz frei gemacht.

Der Mann setzte sich schwer auf den Stuhl an der freien Tischseite und sagte: "Frau Wirtin, einen Krug Wein und ein Stück Brot! Ich bin müde und

hungrig; man hat mich geholt und der Ritt von Frankenstein her war scharf!"

Wortlos brachte die Wirtin beides. Auch bei den anderen wollte kein rechtes Gespräch mehr verfangen. Der Fremde selbst sprach nicht. Etwas Trübes, Schwermütiges lag in seinen Zügen.

Nur der Soldat griff wieder ein; er rief dem Fremden zu: "He, Kamerad! Gibt es wieder Arbeit?"

"Es scheint so", sagte der, "morgen schon soll einer hängen drunten, wo ich vor zwei Monaten den Spion gehangen hab', den der Kaplan Krassel zum Galgen geleitet hat."

Roh lachte der Soldat: "Damals ist dir ja der Shrick gerissen und er ist dir herabgefallen und du hast ihn nochmals aufhängen müssen! — Schau, daß es morgen nicht wieder geschieht! Hahaha!"

"Ja, das ist damals geschehen", sagte der Mann schlicht.

Allen graute es, und die Wirtin, die zumal im totenblassen Gesichtchen ihres Knaben und in dessen weit aufgerissenen schönen Augen ein wahres Entsetzen sah, sagte, als wollte sie ablenken: "Ach, diese schrecklichen Kriegszeiten! — Und wer ist dann morgen der Arme, Scharfrichter?"

"Das weiß ich selber nicht, Frau Mutter", sagte der Mann schlicht; "ich habe beim Kommando um den Namen gefragt, da hat man mir gesagt: "Das geht dich nichts an. Morgen wirst du's schon sehen!"

Die Männer stießen sich an und einer sagte halblaut: "Da wird es richtig der Frankensteiner Rentmeister sein, drum haben sie's wohl dem Frankensteiner Scharfrichter nicht gesagt."

Die anderen nickten. Dem Scharfrichter war das Getuschel wohl unangenehm, wie überhaupt das ganze Gespräch; auch dauerte ihn Arnesti, der Knabe, der ihn immerfort mit entsetzt Augen ansah.

'Jüngla", sprach er, "du bist wohl auch Lateinschüler?"

Der Knabe nickte.

"Du denk dir, das war ich auch. Und zwar erst noch vor nicht ganz vielen Jahren."

Der Knabe tat erstaunt.

Der Mann fuhr fort: "Und ministrierst du auch so gern, wie ich immer ministriert hab' am Altar? — Weeßte, wem ich immer ministriert hab'? — Dem Pater Andreas Faulhaber! — Der hat damals gerad' primiziert gehabt."

"Ach wo!" sagte der Knabe fröhlich und seine klaren Augen leuchteten.

"Ja, ja. Es ist so!' sagte der Mann. "Mir scheint, dem bist du gar gut?"

"O, dem is er ja gut!" bestätigte die Wirtin.

"Ich war's ihm auch und bin's ihm noch heute. O, das ist ein gar guter Mann!" meinte der Scharfrichter.

"Hoffentlich wird er bald frei!" sagte die Wirtin.

*

Pater Andreas schlief indessen den Schlaf des Gerechten. — Trüb kam der Donnerstagmorgen herauf am 30. Dezember 1757: dichter Nebel allüberall, nasses Flockentreiben! Selbst durch die schmalen Fensterscheiben des Schlafraumes der Sträflinge sah man den Flockentanz, als in der Frühe sich alle fröstelnd erhoben. Pater Andreas grüßte freundlich und alle grüßten ihn wieder. Es hatte sich im Laufe der Wochen schier etwas Brüderliches zwischen ihnen ausgebreitet; besonders seit dem schönen Weihnachtstage.

Pater Andreas begann zu erzählen: "Denkt ock, was ich heut träumt habe'! Ich hab' träumt, daß ich jemand hab' zum Tod begleiten sollen, dann bin ich aufgewacht. Was wohl das zu bedeuten hat?"

Kaum hatte er dies gesagt, kam ein Wachsoldat: "Pater Andreas! Sie sollen gleich aus dem Gefängnis kommen und einen zum Tode Verurteilten auf den Richtplatz begleiten!"

Die Mitgefangenen riefen erstaunt auf. Und der lebhafte Dittert lief sogleich herbei und schüttelte dem Geistlichen die Hand: "Sieh ock! Sieh ock! — Jetzt werden Sie endlich frei. Ich wünsch' recht Glück zur Erlösung!"

"Ja, ja, recht viel Glück!" riefen auch die anderen und freuten sich aufrichtig, wenn es ihnen auch leid tat, daß er nun von ihnen gehe. Gerne hätte jeder ihm die Hand geschüttelt, doch eifrig, wie er war, wenn es Seelsorglichem galt, ließ er sich kaum Zeit, den Talar zu ordnen, den Rockelor, seinen dicken Mantel, umzuwerfen; auch das geliebte Messingkreuz nahm er in die Hand, er wollte es betend dem armen Sünder vor die Augen halten. So trat er, nach allen Seiten freundlich grüßend, hinaus.

*

Draußen erwarteten ihn Soldaten und führten ihn zum äußeren Feldtor. Dort erwartete ihn schon, im Halbkreis aufgestellt, eine Schar von Soldaten und Offizieren. Es war erst dämmerig hell, feuchtkalt, Schneegestöber, und eben hatten in der Stadt die Glocken zu 7-Uhr-Gottesdienste geläutet. — Pater Andreas schaute sich im Kreise um und fragte: "Ja, wo ist denn der Delinquent?"

Da trat Herr v. Traubenthal vor: "Das sind Sie selbst!"

Unwillkürlich wich Pater Andreas einen Schritt zurück: "Ich? — Ja, wer befiehlt denn das?"

"Nun, der König selbst. Gestern abends um sechs Uhr ist eine Geheimstafette gekommen und hat dem Herrn Kommandanten folgendes eigenhändiges Billett Sr. Majestät gebracht"; v. Traubenthal las:

"Mein Oberstleutnant! Sie haben den Jesuitenpater Faulhaber hängen zu lassen, ohne ihm einen Beichtvater zu gewähren."

"So, das haben Sie gehört, französisch und deutsch", fuhr v. Traubenthal fort, "und hier ist des Königs eigenhändige Unterschrift", er hielt dem Geistlichen das weiße Blatt vor die Augen, "also machen Sie sich bereit, sofort wird das Urteil vollzogen."

Pater Andreas war blaß, totenblaß, doch er zitterte nicht. Sich freundlich dem neben ihm stehenden v. Traubenthal zukehrend, sagte er: "Nun so schnell wird das wohl nicht gehen. Ich bin doch Geistlicher und ehe ein solcher justifiziert wird, muß er nach kirchlicher Vorschrift vorerst doch von seinen Weihen degradiert werden. Man lasse mich degradieren!"

"Ach, das ist nicht nötig; wir haben dazu keine Zeit!"

"So melde man es wenigstens dem Herrn Dechant!"

"Nein, auch das nicht! — Machen Sie sich bereit!

Ziehen Sie die Klerik oder den Talar oder wie Ihr langer Rock heißt, sofort aus!"

Nun wurde auch der Geistliche fest und entschieden. "Meinen Talar? Mein Priesterkleid? — Das hat mir der König nicht gegeben, das kann er mir auch nicht nehmen!" sagte er.

Doch da trat Leutnant v. Pichler vor; dem standen die Tränen in den Augen; er nahm den Pater an der Hand und führte ihn etwas seitwärts: "Ich bitte, Hochwürden", bat er leise und eindringlich, "gehorchen Sie und ziehen Sie das Priesterkleid aus! — Die letzten Ereignisse haben beim Könige und den Befehlshabern eine schlimme Stimmung gegen alle Katholischen erzeugt. Auch uns Offizieren katholischer Religion kann es schaden, wenn die Herren noch mehr gereizt werden. Und im gewissen Sinne trage auch ich die Verantwortung über Ihr Verhalten, Hochwürden!" —

Ruhig schaute ihm Pater Andreas in die Augen und sagte schlicht: "Gut, ich gehorche!" und sofort wendete er sich weg, legte einem Soldaten seinen Mantel über den Arm und begann die Knöpfe des Talars aufzutun. Rasch zog er ihn aus und legte den Mantel an, den fast schwarzvioletten Rockelor.

Einen Augenblick kniete er nieder, nahm sein Messingkreuz fest in die Hand und schaute es an. Eine dumpfe, aufregende Stille entstand. Pater Andreas betete in tiefes Sinnen versunken; keiner der Herren wagte ihn zu stören.

Nicht lange und er erhob sich ruhig und fest. Sein Kreuz drückte er an die Brust, für nichts mehr außer ihm schien er Sinn zu haben, mochte mit ihm geschehen, was immer ;er blieb in seinem Gott und dessen heiligsten Willen versenkt.

*

Die Offiziere stellten sich an die Spitze des Zuges, die Soldaten rechts und links und im Rücken des Paters Andreas und nun marschierten sie ab. Pater Andreas ging rüstig inmitten der Schar, er hielt mit ineinandergeschränkten Fingern beider Hände das Messingkreuz fest an seine Brust gepreßt und begann nun auch mündlich zu beten. So ging es durchs Schneegestöber den Weg hinab. Der Geistliche betete immer lauter, zuletzt mit ganz heller Stimme: er erweckte Glauben Hoffnung und Liebe, Reue und eine große Seelenfreude schien in ihm aufzusteigen, denn eben marschierten sie, hinter der Stadt herabgehend, jenseits des Mühlengrabens, da betete Pater Andreas: "Glückselig dieser Tag, glückselig diese Stund'! — Erfreu' dich, mein Herz! Du bist ein Tempel des Heiligen Geistes!" —

Über dem Mühlengraben öffnete sich hoch oben am Pfarrhof ein Fenster. Pater Augustin, der Bruder des zum Tode Gehenden, tat es auf, um Morgenluft hereinzulassen. Selbst er vernahm diese Worte seines Bruders deutlich, doch erkannte er des Bruders Stimme nicht. Doch auch er hatte gestern schon vernommen, daß heute neuerdings ein Spion gehängt werden sollte; sofort kam ihm der Gedanke, daß sie da draußen wohl diesen armen Delinquenten vorbeiführten zum Galgen, und mitleidig schlug er mit der Hand ein Kreuz und sendete ihm bedingungsweise (*sub conditione*) die Lossprechung nach. — Wenn er geahnt hätte, daß dies seinem armen, lieben Bruder galt! —

Vom Feldtore weg, hinter der Stadt herabgekommen, wollten sie den kürzesten Weg einschlagen zum Holzplan und dort über die zugefrorene Neiße zum Galgen am Wehr. Doch schon auf halbem Wege kam ihnen ein Husar entgegen, er meldete kurz, daß das Eis der Neiße nicht halte, er selbst sei diese Nacht mit seinem Pferde dort durchgebrochen und zu Schaden gekommen. —

So mußten sie herab zum Roßmarkt, der breit hingelagert zwischen Neiße und Stadtmauern lag. — Wie droben das Böhmische Tor sah man von weitem schon das hochbogige Brückentor der Stadt geschlossen, und so waren auch alle anderen Tore der Stadt: die Offiziere hatten es angeordnet, daß niemand heraus könne vom Stadtvolke und so niemand Zeuge werde der Exekution.

Doch sie hatten sich verrechnet.

Links oben sah Pater Andreas die Giebel der Pfarrkirche: demütig fiel er auf beide Knie und betete laut ein kurzes Begrüßungsgebet zum eucharistischen Herrn des Gotteshauses. — Weiterziehend kamen sie näher zum Minoritenkloster. Eine Statue des heiligen Johannes von Nepomuk stand am Wege; auch hier kniete er nieder und betete laut ein kurzes Gebet. Ebenso an der Statue des heiligen Antonius. Die Offiziere ließen ihn gewähren.

Nun kam man zur Minoritenkirche. Schon von Ferne hörte man Orgelklänge aus ihr herausschallen und das Singen betender Priester. Als man ganz nahe kam, verstummten sie eben. Einzelne Leute traten heraus. Pater Andreas war eben wieder vor der Kirchtür niedergekniet und betete laut sein kurzes Abschiedsgebet.

Und schon wanderte er weiter auf seinem Todesgang, da stürzte einer der Heraustretenden, der mit Schrecken gemerkt hatte, was da vorging, in die Kirche zurück und rief: — "Man führt Pater Faulhaber zum Galgen!" —

Ein Schreckensrufen und Drängen entstand in der dichtgefüllten Kirche. Frauen weinten; alles drängte zum Kirchtore heraus. Die Versperrung der Stadttore hatte also die Zeugschaft vielen Volkes gar nicht verhindern können. Freilich aus Glatz selbst waren wenige da, doch genugsam Leute aus den Vorstädten, darunter auch viele Vornehme.Denn eben waren Begräbnis und Totengottesdienst für den verstorbenen Minoritenpater Wenzel, den geborenen Baron von Medrowsky, zu Ende gegangen und denen hatten unzählige Leute beigewohnt. Der uralte Pater war an sich schon sehr angesehen gewesen, sein Tod aber infolge Einkerkerung durch den gewalttätigen Gouverneur hatte ihn noch volkstümlicher gemacht. — Alle diese strömten jetzt aus der Minoritenkirche und wer immer konnte, eilte dem Todeszuge des Paters Andreas nach.

*

Droben am Wehr, auf dem linken Ufer der Neiße, ungefähr da, wo heute das Glatzer städtische Schwimmbad ist, stand auf dem freien, an der Habelschwerdter Straße gelegenen Felde der nicht allzu hohe Galgen. Der sogenannte Christkindlsteg war in der Nähe. Schauerlich winkte durch den nebelgrauen Dämmer der Galgen her, die lang niederhängende Leiche des vor 64 Tagen gehenkten österreichischen Spions bewegte sich leise im leichten

Schneegestöber. Dicht daneben ragte die gelblich-weiße, vom Scharfrichter angelehnte Leiter empor zum Querbalken. Im Kreise herum stand bereits eine Soldatenschar auf Wache und unter dem Galgen, die Ärmel aufgeschürzt, der breitschultrige, jugendliche Scharfrichter.

Wie riß der entsetzt die Augen auf, als er sah, wen sie ihm da brachten! — Was! Den guten Pater Andreas, dem er so oft ministriert, sollte er aufhängen? Ein Grausen faßte ihn vor seiner Pflicht.

Die Soldaten, die mit dem Zug gekommen waren, stellten sich zu den anderen im Kreise herum, außen stand das Volk in stummen Entsetzen.

Die Offiziere traten mit dem Geistlichen in den Kreis. Von Traubenthal fragte: "Ist das Urteil hier?"

Unter den Soldaten stand der Kanzleisergeant, der abends zuvor beim "Goldenen Lamm" mit den Leuten den Disput gehabt hatte, trat vor und meldete: "Zu Befehl, Herr Hauptmann. Steuereinnehmer Schulz hat es in der Nacht ausgefertigt und heute früh gebracht."

"Man lese es dem Delinquenten vor!"

Der Soldat begann:

"Auf Befehl Sr. Majestät Friedrichs II., Königs von Preußen, wird Andreas Faulhaber, katholischer Geistlicher und Kaplan an der Pfarrkirche zu Glatz, zum Tode durch den Strang verurteilt.

Er hat sich nämlich des laut königlicher Ordre mit dieser Strafe belegten Verbrechens der Desertionsförderung schuldig gemacht.

Der am 4. September eingefangene Deserteur des fouquétischen Regiments Josef Nentwich hat nämlich ausgesagt bei seinem Verhöre am 5. September 1756.

"Halt!" rief ruhig, fest und lächelnd Pater Andreas: "1757 muß es heiß!" Der das Korrigieren gewöhnte Professor war noch einmal in ihm erwacht.

"1757" verbesserte der Sergeant. "5. September 1757, was auch durch nochmalige Untersuchung festgestellt und königliches Urteil geahndet, daß Pater Faulhaber dem Deserteur in der Beichte nach stattgehabtem Sündenbekenntnis und gehaltener Instruktion über das Juramentum auf die Frage, ob es gar so viel daran sei, wenn er bei gegebener Gelegenheit davongehe, geantwortet: es sei zwar eine schwere Sache, doch habe es nicht so viel zu bedeuten."

Etwas erregt erhob hier Pater Andreas seine Stimme und sprach: "Man lasse den Deserteur hier in den Kreis stellen und noch einmal diese Unwahrheit aussagen!"

Verwirrt schwieg der Vorleser.

Hauptmann v. Traubenthal aber sprach: "Hier ist keine Zeit zum Disputieren! Da müßten der geistliche Herr schon sagen, was der Deserteur und er selbst in der Beichte gesagt, sonst gibt es nichts als," er machte mit der Hand eine Bewegung gegen den Galgen.

Pater Andreas legte den Finger auf den Mund und ging entschlossen und ruhig auf den Galgen zu. Fest trat er, sein Messingkreuz in der Hand, auf die erste Sprissel der Leiter und begann hinanzusteigen. Diese Entschlossenheit gab auch dem Scharfrichter die Fassung wieder: Er sprach: "Herr Pater! Steigen Sie rücklings hinauf!"

"Ich werde mich oben schon umkehren!" Ruhig und langsam stieg der Geistliche weiter.

"Herr Pater, Sie steigen zu hoch!"

"Ja, ja, ich sehe es!" antwortete Pater Andreas. Er kniete auf die Sprissel hin: "Ich bitte alle anwesenden Katholiken, mit mir noch ein einziges Vaterunser und Ave Maria zu beten. Vater unser, der du bist im Himmel."

Erschüttert beteten alle mit, selbst die Offiziere, Tränen standen ihnen in den Augen. —

Fest erhob sich nun Pater Andreas, er drehte sich um und stieg ein paar Stufen nieder.

"Neigen Sie Ihr Haupt der Schlinge!" befahl der Scharfrichter.

"Ja, ja, es soll alles geschehen!" er neigte sein Haupt.

"Geben Sie die Hände auf den Rücken!" Er tat es, und nun wurden sie gefesselt.

"Jesus, Maria!" rief der Priester noch flehend aus — der Scharfrichter stieß ihn von der Leiter.

•

Endlich waren die Tore geöffnet worden. Wie ein stummes Entsetzen lag es über der winterlichkalten, schneedurchstöberten Stadt.

Landrat v. Pannwitz ging eben über den Stadtplatz, da begegnete ihm ein hoher Offizier. Unvermittelt trat er auf den Landrat zu: "Was tut unser König anheut? *Nec confessum, nec convictum* (einen, der weder geständig noch überführt) läßt er henken?" — Der Landrat erwiderte: "Was braucht's *confessum et convictum?* Er ist genug konvinziert (überwiesen), wenn man die Briefe bei ihm gefunden." — Der Offizier fragte: "Wen meinen sie denn, mein Herr Landrat?"

"Nun, wen anders als den gestrigen Spion, der der Steuereinnehmer Hahn von Frankenstein sein soll?"

"Aber nein, nein!" sagte der Offizier, "es ist der Herr Pater Andreas Faulhaber!"

Stumm vor Schrecken ging der Landrat hinweg.

10. Am Galgen.

Fast wahnsinnig vor Schrecken und Schmerz saß Oberkaplan Augustin Faulhaber auf seinem Zimmer. Der arme Andreas! Der arme Andreas! — Den also hatten sie in der Frühe zum Tode geführt! Den also hatte er laut beten gehört! — Weinen konnte er nicht. Sein Schmerz war zu groß. Schreien, schreien hätte er mögen! —

Wie ein kleines flackerndes Lichtlein nur warf der Gedanke, daß nun die Seele des Bruders geborgen sei beim lieben Gott, einige Helle in diese Nacht der Schrecken. — So mußte es auch er, der Priester, erfahren, wie man in so manchen Lebensstunden verzweifeln müßte, stünde nicht der klare lichte Christenglaube an des Menschen Seite.

Mitten in seinem Ringen und Trauern zwischen Schrecken, ohnmächtigem Zorn gegen die harte Gewalt, bitterster Todestrauer und gottstiller Ergebung bekam er nun einen recht unheimlichen Besuch.

Es klopfte und ein seltsamer junger Mann, derb, stark, fast abstoßend, doch eine gewisse traurige Herzensgüte im Gesichte, trat ein.

"Herr Oberkaplan, hier haben Sie was!" Er übergab ihm eine runde, kleine Kapsel.

Pater Augustin nahm sie; "Wie? — Was? — Das ist die Kreuzpartikel meines Bruders Andreas! — Meines armen, wie ein Verbrecher gehenkten Bruders! — Woher hast du sie?" fragte er mit aufgeregter Hast und Verwunderung.

Der Mann lächelte trübe. "Von ihm selber habe ich es. Hochwürdiger Herr, kennen Sie mich nicht?" — Pater Augustin starrte ihn an, dann mit der Rechten sich wie im Entsetzen über das Gesicht fahrend, schrie er:

"Du? — Du? — Ah, du bist der Scharfrichter von Frankenstein. — Ich, — ich —"

"Ja, der bin ich," sagte der Mann rasch und mitleidig, "und schrecklich war es mir heute. — Nachdem der Tod eingetreten, fühlte ich am Halse des Paters Andreas etwas Hartes, es war die Kapsel da, und — hier ist sein Kreuz!" — Hastig hatte er es gesagt, wie um den armen Bruder des Gehenkten zu schonen, und hastig übergab er ihm das Messingkreuz, das Pater Andreas in Händen gehalten, und dann sagte er bloß noch: "Er ist gestorben wie ein Heiliger! — Wie ein Märtyrer! — Ich werde Ihnen erzählen — doch ein andermal!"

Und fort war er. —

Wie ein Gespenst, wie etwas Allerschrecklichstes war er erschienen: im Augenblick war er fort, verschwunden wie ein Traum. Erschreckendes hatte er gebracht und doch wieder wie eine Schale lindernden Balsams für die klaffende Herzenswunde des Geistlichen.

"Er ist gestorben wie ein Heiliger! Wie ein Märtyrer!" Ein Licht flammte durch die Nacht der Schrecken. Und hier ist das Kreuz! — Der liebe, liebe Andreas! In dem da hatte er Trost gefunden selbst auf dem letzten Gange! Dem, ja dem hatte er wohl auch sein Leben geopfert! — Die Kreuzpartikel! — War sie nicht das Samenkorn dieser Opferliebe? — Ein kleiner Splitter lag da in dieser Kapsel, ein kleiner Splitter jenes Galgens, des Kreuzes, an dem Jesus gehangen war für die armen Menschen; wie sollten nun nicht auch die Menschen ihr Leben hingeben für den Jesus? Das war wohl der Grundgedanke, der den guten Andreas aufrecht und froh erhalten hatte in Gefangenschaft, Not und Tod!

So dachte Pater Augustin.

Sein wütendes Leid milderte sich zwar noch nicht; doch war schon ein heilender Tropfen in seine Herzenswunde gefallen.

*

Am Abend desselben Tages saß kein Gast in der Stube des "Goldenen Lammes" außer dem Sergeanten aus der Militärkanzlei; von den Bürgern kam niemand. Der Druck, der ob des Ereignisses über der Stadt lag, war zu dumpf und schwer, es war wie am Karfreitag; von den Soldaten kam niemand, sie hatten Ordre erhalten heute die Gasthäuser zu meiden, und keine Auseinandersetzungen zwischen Einheimischen und Militär aufkommen zu lassen. — Nur ganz wenige auserlesene und verläßliche hatten die Erlaubnis aus den Kasernen zu gehen, und dazu gehörte auch der Sergeant.

Bei der Wirtin, die dem Soldaten gegenüber am Tische saß, stand totenblaß und traurig Arnesti, ihr Knabe. Gierig sog er mit Aug' und Ohr jedes Wort des Sergeanten vom Munde, der haarklein alles erzählen mußte, wie es heute beim Tode des Paters Andreas zugegangen war. Er schloß: "Ja, das muß man ihm lassen, dem Geistlichen, gestorben ist er mit einer Ruhe ,mit einer Festigkeit, mit einer Frömmigkeit, die uns alle erschüttert hat. Ich selbst habe mehrere Offiziere sagen gehört, nie mehr wollten sie einer solchen Exekution beiwohnen."

Die Gottschlichmutter wischte sich die Tränen aus den Augen; sie konnte lange nicht reden. Bald aber flammte in ihr auch wieder der Zorn auf: "J nu, aber was hat der Geistliche davon, wenn itzt die Offiziers so reda? — Hätten sie früher mehr Gerechtigkeit gehabt und hätten sie es nicht zu einer solchen Verurteilung kommen lassen! — Wenn sie jetzt so reden und denken, was nützt es dem armen Geistlichen? Damit wird er doch nimmer lebendig!"

"Recht habt Ihr, Gottschlichmutter", sagte der Sergeant, "aber in solch aufgeregten Zeiten versteht man eben einander so schwer und dann bedenkt, wir sind nicht eures Glaubens! Die Herren haben es wohl nicht besser verstanden!"

"Ach was, verstanden?" sagte die Frau, "so viel Grütze mag man bald im Koppe haben, daß man auch in Kriegszeiten nicht mir nichts dir nichts jemand umbringen darf; wo nischt bewiesen ischt, schon gar nit!"

"Ist auch wieder wahr", sagte der Sergeant, "mich ärgern solche Dinge auch allemal. Zornig aber werde ich mehr noch über euch Katholische selbst, ihr tut euch die meisten Dinge doch immer wieder selbst einander an!"

Und als die Frau ihn mit erstaunter Entrüstung ansah, fuhr er fort: "Nun, ich hab' es doch schon gestern gesagt, wer hat den Pater beschuldigt? Das war der Nentwich und das ist ein Katholischer und kein Evangelischer. — Wer hat den letzten Widerruf des Nentwich nicht weitergegeben an unseren General und an den König? Das war der Kommandant, Oberstleutnant D'O; und der ist doch auch katholisch und nicht evangelisch. — Wer hat den König zuletzt so böse gemacht, daß er von allen Katholiken das Schlimmste glaubt, von den Geistlichen schon gar? Das ist der Bischof Schaffgotsch von Breslau. Der auch nach dem Siege bei Beuthen noch weiter hinein ins Österreichische gegangen ist anstatt wenigstens in Johannesberg zu bleiben. Ich habe des Königs Schreiben an D'O nach der Exekution heute selbst bei den Akten gesehen. Nach dem Befehl, den Kaplan hängen zu lassen, stehen noch ein paar Zeilen, in denen sich der König über den Bischof beklagt. Und dann haben wir in der Garnison hier eine Menge katholischer Offiziere, warum hat sich keiner für den Geistlichen ernstlich gerührt? Warum haben es nicht die hiesigen Geistlichen getan? Warum nicht das ganze Volk? Allen wäre doch der Weg zum König freigestanden, wenigstens um Gnade hätten sie bitten können! Faulhaber war doch schon seit Anfang September, also ganze vier Monate eingesperrt. Da hätten sie doch Zeit genug gehabt! — Aber so geht es: die Katholischen treten immer zu wenig für Katholische ein!"

Die Frau war blaff. Dann lachte sie auf: "Und das muß uns ein Protestant sagen? — Wahr ist es,

Lettfeigen, Feiglinge sein mer, wir Katholischen! — Schämen müssa wir uns vor dem Pater Andreas! — Der war ein ganz anderer! — Arnesti, bring amal dei Büchel her! — Weeßte, das von Pater Andreas!"

Der Knabe lief zum Kasten in der Ecke und brachte es. Die Frau blätterte darin: "Das hat Pater Faulhaber selbst geschrieben und die Bildla derzune geschnitta. — Aha, da is es!" Sie nahm eines der Einlegbildchen heraus und legte das Buch vor den Sergeanten, der es rasch durchblätterte.

Indessen erzählte sie: "Denken Sie, was Pater Andreas einmal gemacht hat! Der Oberstleutnant Breden hat hier das Haus des angesehenen Bürgers und Weinschenkers Kariger frisch tünchen lassen. Oben am Giebel hatte Herr Kariger ein Bild der heiligsten Dreifaltigkeit aufmalen lassen. Herr Breden spottete darüber: "Herr Kariger muß ein Narr gewesen sein, daß er den alten und jungen Maurermeister hat da hinaufmalen lassen. Und wenn's das Bild vom Martin Luther wär', ich könnt's nicht leiden!" Er befahl es mit Kalktünche zu überweißen. Da hat es Pater Andreas noch schnell abgezeichnet und in Kupfer gestochen und diese Bildla drucken lassen und verteilt und hat darunter gedruckt:

"Ein Gott in drei Personen: in Vater, Sohn und Geist, Wer ist, der diesen Punkt des Glaubens uns verweißt?"

"Sehn S' ock har, hier is ens dervone!"

Der Soldat betrachtete es, las die Unterschrift und lachte: "Eja wohl! Der Geistliche war ein tapferer Mann!"

"Ja, das war er!" sagte die Wirtin eifrig. "Der Fouqué hat verboten gehabt, in der Predigt von der katholischen Religion zu sagen "die alleinseligmachende Kirche"; Pater Andreas hat es in seinen Predigten trotzdem immer gesagt. Und einmal hörte ich ihn selbst in einem Gespräche lachenden Mundes erklären: "Fouqué wird mir den größten Dienst leisten, wenn er mich einmal unter der Torwache an den Galgen hängt. Vielleicht bin ich der erste Märtyrer der Grafschaft."

Arnesti war nun ganz munter geworden, er brannte darauf, auch etwas zu erzählen.

"Herr Sergeant! Herr Oberkaplan Augustin, der Bruder des Pater Andreas, ist vom Herrn General einmal eingesperrt worden, weil er beim letzten Brande mit Licht auf dem Dache gewesen sei; zwölf Stunden hat er dafür unter der Soldatenpritsche liegen müssen."

"Ach ich erinnere mich noch," bestätigte der Soldat.

"In der Singstunde haben wir Pater Andreas gefragt. Da hat er gesagt: "Ich bin dem Bruder neidig." Und lachend erzählte er uns Buben und hat dabei recht schelmisch gezwinkert mit seinen lieben blauen Augen: "Ich hab' auch den Bruder drum bringen wollen, bin aber greulich abgeblitzt." — Und wie wir ihm keine Ruhe gelassen haben, bis er's uns erzählt, wie es zugegangen ist, hat er gesagt, er sei noch denselben Abend auf die Wache und habe angegeben, auch er sei mit dem Bruder auf dem Dache gewesen und habe das Licht gehalten, eine Unschlittkerze in einer Laterne; er bitte, daß man ihn einsperre und die Strafe abliegen lasse statt des Bruders; doch der Oberoffizier habe gesagt: "Da sieht man wieder, wie der General falsch berichtet worden ist. — Gehen Sie nur nach Hause und schlafen Sie wohl! Ich habe keinen Befehl, Sie zu arretieren!"

Der Soldat schaute sinnend vor sich hin; Arnestis Augen leuchteten; die Wirtin verschränkte die Hände und sprach: "J nu; itz is er wohl derheme und schlaft ock wuhl! — Die anderen aber, die anderen wird der Herrgott schon noch finda!"

*

Am selben Abend gab es wohl keine Familie in ganz Glatz, wo man nicht Ähnliches sprach. Überall zog man die schlichten, schimmernden Tugenden des Gehenkten hervor. Der Galgen, sonst eine Schmach, ihm begann er zu leuchten vor den Menschen im roten Glutenscheine des — Martyriums; das hatten die Herren wohl nicht beabsichtigt! —

Und droben im Lazarett! Dort lag seit zwei Tagen, lang hingestreckt, Nentwich, der Ausreißer; fröstelnd hüllte er sich in seine grauen Kotzen; seit dem Gassenlaufen kränkelte er immer mehr und mehr, nachdem er sich anfangs erholt hatte.

Heute drang auch zu ihm die dumpfe Kunde vom Schicksal des Paters Andreas.

Anfangs war er stumm vor Schreck, dann aber begann er zu schreien und rasend sich zu wälzen. Und als man erschrocken und bestürzt bei ihm zusammenlief und fragte, was er denn habe, rief er knirschend und mit den Zähnen klappernd immerzu: "Ich bin schuld am unschuldigen Blute! Ich bin schuld am unschuldigen Blute!" — Und so lange währte die Bewußtlosigkeit und das Rasen, bis ihn mitleidig die Bewußtlosigkeit eines schweren Nervendeliriums umfing. Lange Wochen schwebte er darauf zwischen Leben und Tod.

*

Noch einem wurde jetzt schon der Galgen des Paters Andreas zum Schrecken, und zwar, wie es der Herrgott gerne macht, mit dem Schatten komischer Lächerlichkeit, je mehr sonst der Mann an Selbstbewußtsein und Einbildung litt. Es war dies Schulz, der Steuereinnehmer und Richter.

Mit einer gewissen Befriedigung und freudigem Stolze hatte er das Todesurteil geschrieben, als er gestern noch spät abends den Befehl dazu erhielt.

Doch schon gleich in der darauffolgenden Nacht befiel ihn eine schreckliche, quälende Unruhe. Rastlos trieb es ihn hin und her; in drei verschiedenen Betten versuchte er zu schlafen; keinen Schlaf konnte er finden; froh war er, als halbwegs der Tag graute, in frühester Frühe schon brachte er den von ihm verfaßten Urteilsakt in die Militärkanzlei.

Ruhelos verlief ihm auch der folgende Tag; gerne wäre er in eines der Gasthäuser gegangen, er wagte es jedoch nicht, denn das merkte er auch, die Katholischen waren zu aufgeregt; einmal wollte er schon hinaus zum Galgen, den Gehenkten sich anzusehen, — eine Angst befiel ihn, ein schreckliches Grauen hielt ihn ab. Als es endlich Abend wurde schickte er kurz entschlossen ins Gasthaus und ließ sich mehrere Krug Wein holen. Und nun begann

(Schluß folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Da nun wieder die hl. Fastenzeit beginnt, sollten wir uns der Bußwerke erinnern, die von der Kirche vorgeschrieben sind. Sie heißen: Beten, Fasten und Almosengeben. Immer mehr scheinen wir das Almosengeben zu vergessen. Unsere Jugend kennt diese Bußübung schon gar nicht mehr. Um so mehr ist es Pflicht, Pflicht der erwachsenen Katholiken, diese Tugend wieder lebendig werden zu lassen. Unsere "Bursen für Priesterstudenten" geben schönste Gelegenheit, Almosen zu opfern. Wir sammeln für die Söhne armer Leute, die Priester werden möchten. Ganz gewiß das schönste Werk unserer Marienbotenleser. Denken wir während der hl. Fastenzeit an unsere Bursen. Gott wird es segnen.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$7,222.01
Mrs. W. Musch, St. Walburg, Sask.	6.00
Ein Leser	5.00
Mr. & Mrs. H. Guth, Salt Lake, Sask.	5.00
Ein Freund, Macklin, Sask.	3.00
Mr. & Mrs. A. Iwanow, Salvador, Sask.	10.00
Mrs. Zita Bonokoski, Lestock, Sask.	1.00
Katie Schneider, Rutland, B. C.	2.00
John Fortowsky, Humboldt, Sask.	2.00
Mrs. Eva Baier, Cosine, Sask.	2.00
Ein Freund	2.50
	$7,260.51

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$944.50
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss Kay Ehman, Regina, Sask.	30.00
Mr. P. Ehman, Craik, Sask.	20.00
C. W. L. Salvador, Sask.	15.00
Mrs. Eva Baier, Cosine, Sask.	2.00
	$1,016.50

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,071.87
A Thauberger, Abbey, Sask.	3.00
Mrs. A. Erbe, Fawcett, Alta.	1.00
Barbara Kosolofski, Prelate, Sask.	3.00
Mrs. F. Balling, Ringwood, Ont.	2.00
Karl Kuhn, Ottawa, Ont.	3.00
Mrs. Barbara Keller, Regina, Sask.	3.00
John Volk, Revenue, Sask.	3.00
Mrs. J. Weber, Morden, Man.	2.00
Daybert Ruetter, Ottawa, Ont.	6.00
Mrs. Aschenbrenner, Middle Lake, Sask.	2.00
Mrs. M. Saler, Minnedosa, Man.	1.00
Ein Freund	2.00
Stephen Ehmann, Kelowna, B. C.	5.00
John Greschner, Macklin, Sask.	5.00
Mrs. Eva Baier, Cosine, Sask.	2.00
F. Winbauer, Scotia 2, N. Y.	2.00
	$2,116.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Die großen Religionen der Welt

Die großen Religionen der Welt. Von der Redaktion der Zeitschrift LIFE. Übersetzung und deutsche Bearbeitung von Professor Dr. Hans-Joachim Schoeps, Ordinarius für Religions- und Geistesgeschichte in Erlangen. 318 Seiten mit 401 Abbildungen, davon 262 farbig, und drei Ausschlagtafeln. Großformat, Ganzleinen 54 DM. Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München.

Dieses in Thema und Gestaltung und äußerem Format gleich großartige Werk enstand in der Redaktion der amerikanischen Zeitschrift LIFE in Zusammenarbeit mit über 100 Gelehrten und religiösen Instituten und gewährt einen bisher wohl unerreichten Ein- und Überblick über die sechs Hauptreligionen der Menschheit: Christentum, Judentum, Islam, Buddhismus, Hinduismus und chinesischer Universismus, wobei dem Christentum die Zentralstellung eingeräumt ist. Der von einem evangelischen Theologen formulierte Text über Wesen und Wirken der christlichen Kirche wie auch über die Person Jesu Christi, seiner Apostel und ihrer Nachfolger bemüht sich um vornehme Objektivität und gibt kaum Anlaß zu Beanstandungen von katholischer Seite; einige Bildunterschriften bewegen sich am Rand des Mißverständnisses, was aber sicher nicht auf böser Absicht beruht. Im übrigen strahlen gerade die Bilder aus dem katholischen Bereich eine religiöse Intensität aus, wie sie den photographisch vorzüglichen Aufnahmen aus buddhistischer Frömmigkeit, aus dem Dämonen-und Ahnenkult Chnas, aus balinesischen Kulten, aus hinduistischen Zeremonien oder israelitischem Brauchtum doch nicht eigen ist. Dem aufmerksamen und voreingenommenen Leser und Betrachter muß es aufgehen, daß die christliche Offenbarungsreligion nicht "einer unter vielen" Kulten, sondern ihre Überhöhung und Erfüllung ist. So wenig geleugnet werden soll, daß "in allen Religionen ein größeres oder kleineres Stück Wahrheit steckt", so sehr gründet sich der absolute Wahrheitsanspruch des Christentums auf die Gottessohnschaft Christi und sein Wort: "Ich bin die Wahrheit". — Texte aus den Bekenntnisschriften geben Einblick in den Geist und den Glauben der verschiedenen Religionen, lassen das Trennende und das Verbindende erkennen und vermitteln zugleich Verständnis für bestimmte Verhaltungsweisen ihrer Anhänger. — Undenkbar ist das angezeigte Werk ohne die 262 mehrfarbigen und 139 einfarbigen Bilder, deren Hauptmerkmal eine überraschende Eindringlichkeit und Einprägsamkeit ist. — Zu bemerken bleibt noch, daß unter den Beratern der deutschen Ausgabe Professor Dr. Michael Schmaus und P. Oskar Simmel SJ figuieren.

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $2.00

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds — Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention.

Noonan, Embury, Heald and Molisky

Barristers, Solicitors and Notaries

401 Kerr Blk. Phone 4105

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

PHONE 7615 REGINA, SASK.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

SPEERS FUNERAL HOME LTD.

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE

LA 2-4433 — Telephone — LA 2-3232